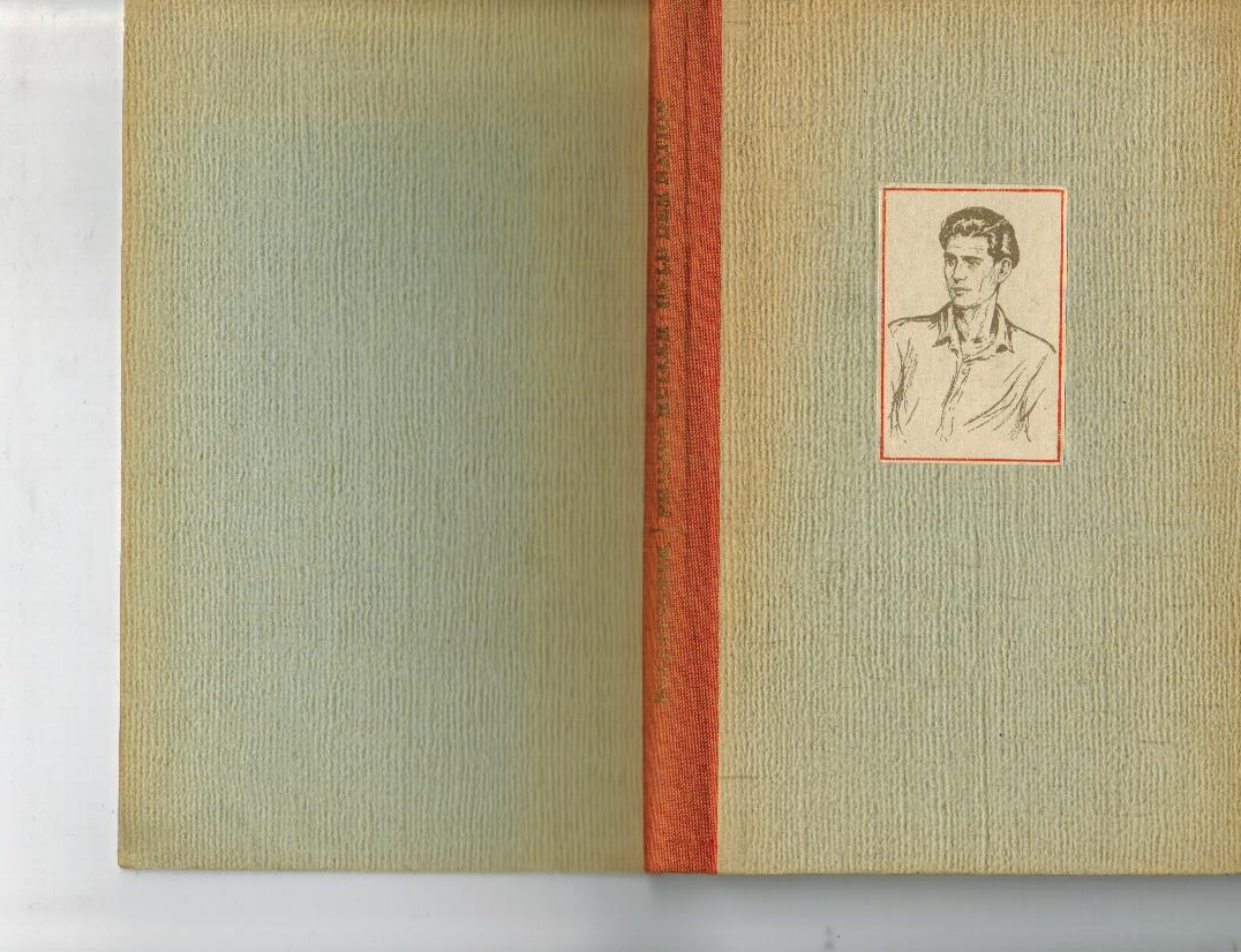


Dies ist das Leben eines jungen Helden der deutschen Nation.

Dies ist die Geschichte zweier junger Menschen in unserer Zeit. Zweier junger Menschen am Sonnenaufgang ihres gemeinsamen Lebens. Blühend und heiter sahen sie es vor sich, sie faßten sich an den Händen und gingen zusammen hinein in die lockende Ferne. Der Weg war steinig und mühsam, aber sie waren jung, und die reiche Zukunft schien nah. Doch am Wege lauerten die Mörder.

In einem weißen Kinderbett in einer schlichten Stube Berlins liegt ein Säugling. Seine hellen Augen wandern hin und her und suchen staunend die weite Welt zu fassen. Beugt sich jemand zu ihm hinab, so geht ein fröhliches Lächeln über das rundliche Gesichtchen. Dieser Kleine hat keinen Vater mehr. Sein Vater wurde in Essen hinterrücks erschossen.

Von dem kleinen Achim erzählt die Geschichte, von seiner Mutter Ortrud, von seinem Vater Philipp Müller. Es ist zugleich die Geschichte des gemarterten Deutschlands und seiner künftigen Befreiung.

Wie mag dem Vierzehnjährigen bei seinem ersten Weg ins Werk zumute sein? Es ist das Ende der Kindheit, wenn man als Lehrling seine Arbeit beginnt.

Eine gute Kindheit war es nicht. Als der kleine Philipp auf unbeholfenen Beinchen die ersten Schritte machte, da knallten auf den Straßen die Marschschritte der SA. Als er in der Schule kaum mit den ersten Schreibversuchen begonnen hatte, legten die Faschisten die Brandfackel des Krieges an das Gebäude der Welt. Entbehrung, Zerstörung, das Grauen der Bombennächte, Glut, Rauch und Aschenregen der brennenden Stadt München – das war seine Kindheit. Und früh schon verlor er den Vater: der Eisenbahner Philipp Müller verunglückte tödlich in seinem Beruf. Der Mutter blieb allein die Sorge um ihre sechs Kinder.

Über München ist er noch nicht weit hinausgekommen, über Bayern gar nicht. Das Leben spielt sich fast nur in Neuaubing ab, in der Vorstadt Münchens, und dort in dem Mietskasernenviertel, das „Eisenbahnerkolonie" genannt wird. Dort kennt man einander von Kindheit an bis zum Alter – es

ist wie auf einem Dorfe. Und man wächst auf mit dem großen Betrieb hinter den Fenstern der Wohnungen. Das ist das Eisenbahnausbesserungswerk Neuaubing. Mehr als zweitausend Menschen arbeiten dort, darunter fast alle Wohnungsnachbarn. Von jetzt an wird man einer von ihnen sein.

Es ist das Jahr 1945. Trümmer, Not, das Leben des Landes gelähmt. Jede Stecknadel ist ein kostbarer Besitz, für ein Pfund Kartoffeln trennt man sich von der letzten Habe.

Die Mutter steckt dem Vierzehnjährigen heimlich manchen Bissen zu. Aber es reicht niemals und niemandem aus, am allerwenigsten einem hochaufgeschossenen Jungen im Wachstumsalter.

Nach all den Schrecken der Kindheit und der Entbehrung in der Gegenwart – ist es ein nervöses, verschüchtertes, hohlwangiges Kind, das zwischen der häßlichen Mietskaserne und der lärmenden Werkstatt lebt? Durchaus nicht! Es ist ein kräftiges Bürschlein, lebhaft und gesund, praktisch zupakkend im Betrieb, kameradschaftlich verbunden mit den Jungen, die neben ihm arbeiten. Manchmal gibt es Krach; Philipp ist ein bayrisch aufbrausender Dickkopf und schimpft heftig los, wenn einer Unsinn redet. Doch dem Unwetter folgt schnell der Sonnenschein.

Den Sonnenschein liebt er. Er liebt die Weite, die Ungebundenheit. Ein Stubenhockerdasein, das wäre nichts für ihn. Seine Freude ist es, an den Sonntagen herumzustreifen: ins weite, herbe Dachauer Moos, ins üppige Isartal – wenn das Fahr-

geld reicht, in die steile, graugrüne Bergwelt hinauf. Im Sommer ist das Schwimmen seine Lust, im Winter locken die weißen Steilhänge den Draufgänger auf seinen Skiern.

Sein rascher Sinn verlangt nach Neuem, nach Erlebnissen, sein fröhliches Herz nach Vergnügen und Lachen.

Aber bei all seiner Gesundheit kommt er eine Zeitlang in Gefahr, sich zu verlieren.

Eines Tages gerät er in den amerikanischen Jugendklub. Da gibt es Schokolade, Bonbons, Keks, es gibt Bananen und Apfelsinen – allerlei Genüsse, die einem im armen Deutschland sonst unerreichbar sind. Es gibt weite, helle Räume mit prächtigen Möbeln, ganz anders als die Enge zu Hause. Allerlei Spiele gibt es da, die ihm Freude machen. Filme werden gezeigt, in denen Cowboys auf prächtigen Pferden so tollkühn reiten, daß er am liebsten mitmachen möchte und sich vor Vergnügen auf die Schenkel haut.

Er ist erst fünfzehn Jahre, arglos, fast noch ein Kind – wie ein Kind, das nach allerlei bunten Scherben greift und sie für Edelsteine hält.

Allerdings gefällt ihm längst nicht alles. Es gefällt ihm nicht, daß viele Besucher des amerikanischen Jugendklubs so blöd daherreden mit „okeh" und „bei-bei". Daß sie sich wie die Clowns im Zirkus anziehen – mit Ringelsöckchen und Hosen, die nicht lang und nicht kurz sind, und knalligen Hemden und Schlipsen – weil das so „amerikanisch" ist.

Den Kaugummi-Unfug macht er nicht mit: da sieht man ja aus wie ein Ochse auf der Weide.

Sie wollen ihm amerikanische Tänze beibringen. Weil er nichts davon wissen will, bedrängen sie ihn so lange, bis er sich widerwillig hinstellt, um das Tanzen zu lernen. Aber wie sie ihm die blöde Schüttelei vormachen, und er soll es ihnen nachtun, da bekommt er einen roten Kopf vor Scham und läuft ihnen davon.

Der Karli und der Alois gehen in eifrigem Gespräch vom Werk nach Hause. Er schließt sich ihnen an.

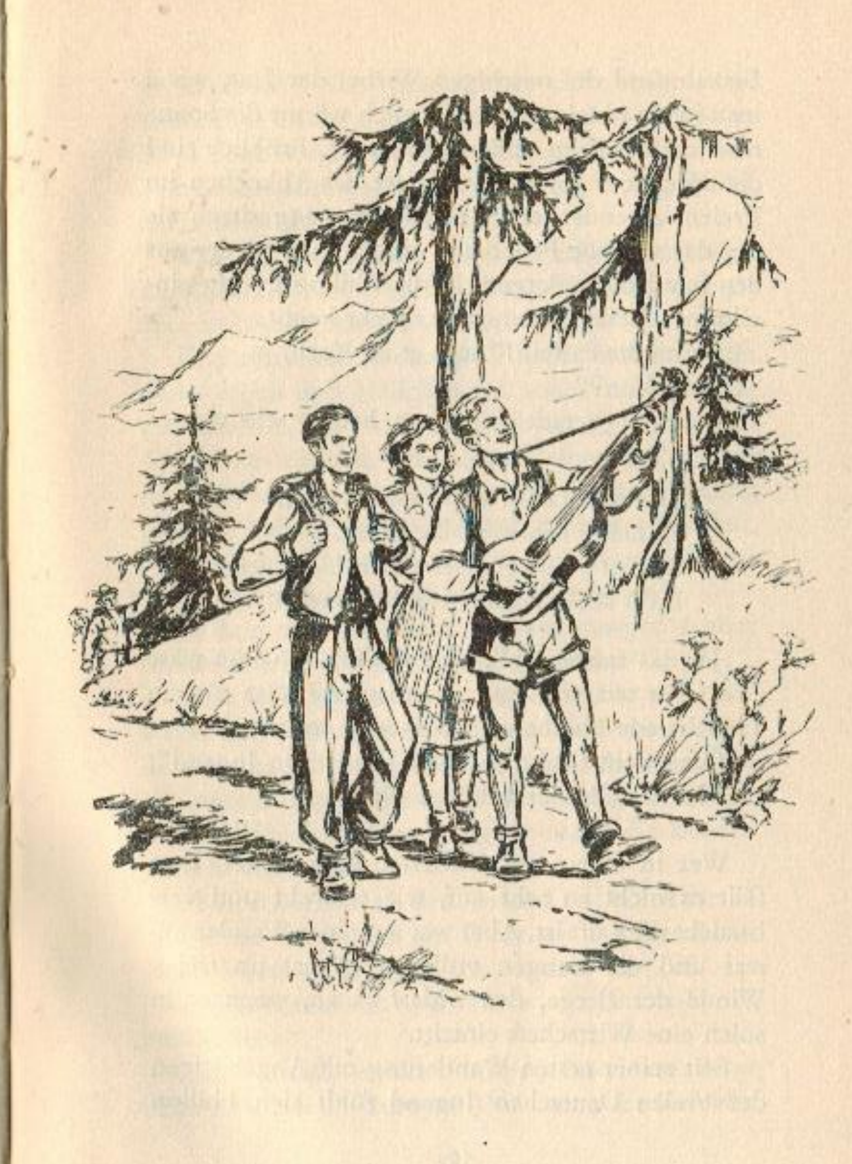
„Alsdann", sagt der Alois, „geht's ins Isartal hinauf."

„Ins Isartal wollt ihr?" fragt Philipp. „Da möchte ich mitkommen."

„Mitkommen? Du Amijüngling?" Der Alois zieht eine verächtliche Miene. Wütend fährt ihn der Philipp an: „Quatsch nicht so blöd! Ich bin genau so ein Bayer wie ihr!"

„Mit Coca-Cola und Ringelsöckchen!" spottet der Alois. Es sieht bedenklich nach einer Prügelei aus. Aber der Karli legt sich ins Mittel: „Geh, Alois, laß die Hänselei! Natürlich kann der Philipp mitkommen, wenn er will."

Das ist ein herrliches Wochenende! Entlang am rauschenden Flüßchen, südwärts den Bergen zu, die zartblau am Horizont stehen, wandert die Jugendschar mit Rucksäcken und Klampfen. Mitten in der grünen Verlassenheit schlagen sie ihre Zelte auf.



Eiskalt sind die milchigen Wirbel der Isar, wenn man in sie hineinspringt, herrlich wärmt die Sonne nach dem Bad im reißenden Wasser. Fröhlich sind die Spiele der Jungen, lustig ist das Abkochen im Freien. Abends nach Sonnenuntergang sitzen sie um das rötliche Feuer und singen: alte Lieder aus den bayrischen Bergen, in die Philipp kräftig einstimmt – neue Lieder, die er nicht kennt.

„So müßte es sein!" sagt er zu Karli.

„Was denn?"

„Was ihr gerade gesungen habt – wie war es noch..."

„Das neue Leben muß anders werden
als dieses Leben, als diese Zeit.
Da darf's kein Hungern, kein Elend geben.
Packt alle an, dann ist es bald soweit!"

„Ja, das meine ich", sagt Philipp. „Schön wäre es – aber wie soll man das machen? Was für ein Lied ist das überhaupt? Woher kennt ihr das?"

„Das ist ein Lied der Freien Deutschen Jugend", sagt Karli. „Zu der gehören wir."

Wer in einem verräucherten Lokal sitzt, dem fällt es nicht so sehr auf, wie schlecht und verbraucht die Luft ist. Aber wer auf einer Wanderung war und die Lungen vollgesogen hat im freien Winde der Berge, den widert es an, wenn er in solch eine Wirtschaft eintritt.

Seit seiner ersten Wanderung mit Angehörigen der Freien Deutschen Jugend fühlt sich Philipp

im amerikanischen Jugendklub nicht mehr recht wohl. Eine Zeitlang konnte er geblendet werden – er ist ja noch so jung, und in dem grauen Elend der Nachkriegsjahre lockt alles, was ein wenig Farbe hat, auch wenn es Tünche ist.

Daß ihn damals der Alois „Amijüngling" genannt hat, das bohrt in ihm. Er spricht nicht davon, aber es hat ihn schwer gekränkt.

Eigentlich hat ja der Alois recht, wenn er von den Jungen und Mädchen im amerikanischen Jugendklub nichts wissen will. So ein Quatsch, sich Jackie zu nennen, wenn man eigentlich Jakob heißt, oder Joan, wenn einen die Eltern Johanna genannt haben! So ein Quatsch, sich zu gebärden, als ob man aus Texas stamme und nicht aus Bayern! Wir sind doch keine Affen oder Papageien!

Es kommt nicht von heute auf morgen – aber immer seltener geht er in den „Amiklub".

Jetzt fällt ihm auch auf, was er früher nicht beachtet hat, daß nämlich die amerikanischen Leiter des Hauses sich besonders bemühen, das Deutsche als „unfein" und „unmodern" hinzustellen, und daß sie die Ringelsöckchen-Jünglinge und die Bebop-Girls bevorzugen.

Philipp beginnt zu denken und zu beobachten.

Einmal hält ihnen ein Professor aus den USA einen Vortrag. Er sagt ihnen, daß die Zeit der Nationen vorbei sei. Man müsse jetzt „europäisch" empfinden.

Halt einmal, denkt Philipp. Seit wann liegt denn Amerika in Europa? Und wenn die Zeit der

Nationen vorbei ist, warum eigentlich für uns und nicht für die Amerikaner?

Er ist nun immer häufiger mit Angehörigen der Freien Deutschen Jugend zusammen. Bei ihr fühlt er sich wohl. Und es wird ihm bald klar, woher dieser Jugend die Kraft kommt: weil sie richtig deutsch ist, weil sie so redet und denkt, wie Arbeiter denken und reden. Und weil sie ein Ziel vor den Augen hat.

Schokolade ist gut. Aber soll man wegen der Schokolade in den blöden Amiklub gehen? So gut ist sie nun doch wieder nicht. Soll er dafür zum nachgemachten Amerikaner werden? Er müßte sich ja schämen!

Im Jahre 1948 tritt Philipp Müller in die Freie Deutsche Jugend ein. Vom Amiklub hat er sich getrennt. Er hat gefühlt, daß er dort nicht hingehört. Bald hat er auch begriffen, weshalb es so ist: daß man mitten in Deutschland die jungen Deutschen ihre Heimat vergessen lassen will. Denn wer seine Nation vergißt, den kann man bequem führen.

Siebzehn Jahre alt ist Philipp. Er hat denken gelernt. Zu Hause hat er weder Rat noch Hilfe. Geholfen haben ihm die Freunde der Freien Deutschen Jugend, geholfen haben ihm die Kollegen im Betriebe.

Im Eisenbahnausbesserungswerk ist er nun schon drei Jahre. Die Lehrzeit ist abgeschlossen. Aber er behält seinen Arbeitsplatz. Das ist gar nicht so selbstverständlich. Fast alle Jugendlichen, die mit ihm zusammen gelernt haben, sind sogleich nach

der Gesellenprüfung entlassen worden. Auch über ihm hing die Sorge der Arbeitslosigkeit. Nur dem Umstand, daß sein Vater als Eisenbahner verunglückt ist, dankt er es, daß er bleiben „darf".

Das ist im Jahr 1948, dem Jahr der sogenannten Währungsreform. Von einem Tag zum andern sind die Läden brechend voll mit allem, was das Herz begehrt. Wer kann diese Kostbarkeiten kaufen? Die Arbeiter? Denen hat man am gleichen Tage mit der neuen Währung den letzten Pfennig aus der Tasche gezogen. Die Reichen sind reicher geworden, die Ausgebeuteten schlimmer verarmt, das Leben wird im kapitalistischen Sinne „normal", die Arbeitslosigkeit greift um sich wie eine Seuche.

„Währungsreform." Was heißt denn das? Das heißt doch, daß von jetzt an Deutschland gänzlich in zwei Teile gespalten ist – mit zweierlei Geld in diesen beiden Teilen. Entgegen dem Willen der Deutschen, entgegen allen feierlichen Versprechungen haben die westlichen Besatzungsmächte den Westdeutschen ihr Spaltergeld aufgezwungen. Es ist in Amerika gedruckt worden. Deutlicher kann man nicht zeigen, daß es ein Anschlag gegen Deutschland ist.

So sehen es die Klarblickenden in Westdeutschland. So sieht es auch Philipp Müller.

Der siebzehnjährige Philipp Müller ist in der FDJ. Er ist in der Gewerkschaft. Er beginnt den Klassenkampf bewußt zu erleben. Viele Diskussionen mit den Jugendfreunden helfen ihm, klarer zu sehen – viele Gespräche mit Kollegen des Betriebes.

Da gibt es freilich eine Menge, die nichts wissen, nichts denken, nichts reden wollen. „Hat doch keinen Zweck“, meinen sie. Aber wer ein richtiger Gewerkschafter ist, der spricht nicht so. Der weiß, daß die Arbeiter im Kampf um ihre Rechte stehen. Das meiste erfährt Philipp aus den Unterredungen mit alten kommunistischen Arbeitern. Er hört zum ersten Male Tatsachen aus der deutschen Arbeiterbewegung.

Aber das genügt nicht. Man muß es genau wissen. Wo kann man es lernen? In der Berufsschule ist nicht einmal der Name Karl Marx erwähnt worden. Man ist ja so unwissend, daß man sich schämen muß. Lesen muß man, lernen muß man. Was soll man lesen, wo kann man lernen? Es gibt fast nichts, was einem die wichtigsten Fragen beantwortet. Nichts von der Gewerkschaft, nichts von der SPD. Ein paar Broschüren der KPD helfen ihm weiter. Und durch die FDJ und durch kommunistische Kollegen erhält er nach langem Bemühen einige Bücher aus der Ostzone.

Wie wird hier in Bayern gegen die Ostzone gehetzt! Alle Zeitungen sind voll davon, das Radio speit unaufhörlich Gift. Philipp weiß nicht genügend Bescheid und könnte auf manche Behauptung keine Antwort geben. Aber er weiß, daß man hier der FDJ das Leben schwermacht und daß sie „drüben“ jede Hilfe und Unterstützung hat. Er weiß, daß die Arbeiter „drüben“ wirklich in den Betrieben mitzureden haben. Er weiß, daß dort solche Bücher für die Arbeiter gedruckt werden, wie



sie ihm hier fehlen. Man müßte das einmal selbst sehen können. Wenn das nur einfacher wäre – wenn nur Deutschland nicht gespalten wäre!

Acht Stunden im Betrieb, FDJ-Abende, FDJ-Wanderungen, gewerkschaftliche Arbeit... Da bleibt nicht viel Zeit. Aber man muß doch lesen, man muß doch lernen.

Franzl, der jüngere Bruder, schläft schon längst in der gemeinsamen Kammer. Philipp sitzt in der

Küche mit seinem Buch. „Philipp", sagt die Mutter, „es ist doch schon Mitternacht, und morgen mußt du früh heraus. Geh doch schlafen."

„Ja, Mutter", antwortet er, ohne aufzusehen.

„Philipp", mahnt die Mutter nach einiger Zeit, „du bist doch ein Arbeiter, was brauchst du da soviel zu lesen. Geh schlafen!"

Er hört nicht hin. Erst wenn sie anfängt zu schimpfen und nach seinem Buche greift, um es ihm wegzunehmen, macht er aufseufzend Schluß.

Er lernt nicht wie ein Buchgelehrter. Er lernt wie ein Kämpfer. Ist es wirklich nicht einmal ein Jahr, seit er im amerikanischen Jugendklub war? Heute ist er Organisationsleiter in der FDJ. Und im Betriebe haben sie ihn zum Jugendleiter der Gewerkschaft gewählt. Das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit für einen, der erst achtzehn Jahre alt ist. Zweihundertfünfzig Lehrlinge und Jungarbeiter gibt es im Eisenbahnausbesserungswerk. Er ist ihr Vertreter, er setzt sich ein für ihre Interessen: für Arbeitsbedingungen und Schulung, für ihre soziale und kulturelle Betreuung. Er hat ihr volles Vertrauen und hat die Achtung der Erfahrenen im Betriebsrat.

Seit Jahren ist der Krieg vorüber, aber der Frieden ist noch immer nicht da. In Potsdam hatten die Großmächte feierlich gelobt, Deutschland die Einheit wiederzugeben, mit einer Zentralregierung, mit staatlicher Selbständigkeit. Eine antifaschistisch-demokratische Ordnung sollte in ganz Deutschland geschaffen werden.

Aber die Herren Amerikas brachen vom ersten Tage der Waffenruhe an ihr Gelöbnis. Sie rissen zwischen Westen und Osten einen Spalt auf, sie vertieften und verbreiterten ihn unablässig. Im Bestreben, die Teilung Deutschlands unheilbar zu machen, haben sie ihre Bonner Separatregierung eingesetzt. Doch im deutschen Volk verstummt nicht der Ruf nach der nationalen Einheit, nach dem Frieden.

Und es geht der Ruf aus in alle Städte und Dörfer der deutschen Heimat, der Ruf an die deutsche Jugend, in den Pfingsttagen des Jahres 1950 zusammenzutreffen in der Hauptstadt. Überall wird er gehört, überall begrüßt. Die deutsche Jugend macht sich bereit zum festlichen Deutschlandtreffen.

Verleumdungen über Verleumdungen füllen die Tageszeitungen der westdeutschen Reaktion, der

eifrigen Dienerin Amerikas, die Rundfunkstationen von München bis Hamburg tragen Verdächtigungen und Drohungen auf ihren Wellen über das ganze Land.

Philipp Müller kennt seine Aufgabe. Er spricht mit den Jugendlichen im Betriebe, er unterhält sich mit jungen Menschen überall, wo er sie trifft. Fahrtbereite bestärkt er in ihrem Vorhaben, Zögernde überzeugt er. Gewaltig ist die Zahl allein der Münchener, die nach Berlin fahren wollen: Freie Deutsche Jugend und Falken, Naturfreundejugend, konfessionelle Jugend, Nichtorganisierte. Das ist nicht die Angelegenheit einer Organisation – es ist die Sache derer, die jung und deutsch und friedliebend sind. Es ist die Sache aller, die sich zu einem unteilbaren Deutschland bekennen.

Die Verleumdungen und die Drohungen haben ihr Ziel nicht erreicht. Da greifen die Amerikaner und ihre deutschen Behörden in ihrer Schwäche zur letzten Waffe: zum Verbot. Kein Jugendlicher soll den Interzonenpaß nach Berlin erhalten, ein großes Aufgebot von Söldnern wird den Weg versperren, mit Strafen wegen „illegalen Grenzübertrittes" werden alle bedroht, die es dennoch wagen sollten, nach Berlin zu gehen.

Freilich gibt es Jugendliche, die sich abschrecken lassen – doch aber Tausende beschließen, dem schändlichen Verbot zu trotzen.

Mit einer Münchener Gruppe macht sich Philipp Müller auf den Weg. Sie pirschen sich an der feindlichen Adenauer-Polizei vorbei – sie grüßen jubelnd

die Freunde in Uniform, die Volkspolizei des demokratischen Deutschlands.

Kein Verbot, keine Gewalt, keine Waffe kann Deutsche hindern, sich ihr Recht zu nehmen, das man ihnen vorenthalten will. Entschlossen und mutig zieht die westdeutsche Jugend in Berlin ein. Mancher freilich, der kommen wollte, erreichte sein Ziel nicht. Einzelne und ganze Gruppen fielen an der Zonengrenze den Schergen Adenauers in die Hände, und vorher schon wurden junge Menschen von den Feinden der deutschen Nation in westdeutsche und Westberliner Gefängnisse geworfen, weil sie für den Frieden und das Deutschlandtreffen der Jugend warben.

Wie viele jugendliche Westdeutsche, hat Philipp Müller in diesen Wochen die ersten Erfahrungen des illegalen Kampfes sammeln müssen.

Und es strömt auf allen Straßen, und es drängt auf allen Bahnen von Norden und Süden und Osten und Westen unübersehbar der Zug der deutschen Jugend nach Berlin. Und es blühen in diesen Maitagen in Berlin Tausende von Fahnen. Gastlich öffnen sich in allen Häusern die Türen für frohe Jungen und Mädchen aus allen Gebieten Deutschlands. Die Straßen sind blaue Ströme, die Luft ist ein Wogen von jungem Gesang. So wurde Berlin zur Stadt der Jugend und des Friedenskampfes.

Während des Deutschlandtreffens der Jugend hat die junge Ortrud Voß eine sympathische Begegnung.

Ortrud ist noch nicht ganz neunzehn Jahre alt. Sie stammt aus einer Berliner Arbeiterfamilie. Vor drei Jahren hat sie ihre Berufsausbildung begonnen: als Lehrling in einem Rechtsanwaltsbüro. Wenn man hört, daß sie schon nach wenigen Monaten zum Betriebsobmann gewählt wurde, könnte man meinen, sie sei schon damals besonders eng mit der Gewerkschaft verbunden, politisch besonders klar gewesen. Aber so verhielt es sich nicht. Man wählte Ortrud, weil niemand Lust hatte, Betriebsobmann zu werden und es ja schließlich irgend jemand sein mußte: „Die Hauptsache ist, daß sie uns mal was heranbringt – Gemüse und Bezugscheine und so."

Der sechzehnjährige Betriebsobmann ließ sich zur Gewerkschaft schicken wie zu irgendwelchen dienstlichen Besorgungen. So war es den Wählern recht. Aber es war ihnen gar nicht recht, daß Ortrud sehr bald ihr Amt ernst nahm.

Helene Warncke, Bezirkssekretärin der Industriegewerkschaft kaufmännische und Büroangestellte

in Berlin-Weißensee, nahm sich des quecksilbrigen, lachlustigen Mädchens an. Kindlich verspielt war sie noch, diese blonde Kleine, manchmal schüchtern und unsicher, dann wieder so richtig „keß" als echtes Berliner Kind. Es war für Ortrud ein Glück, der erfahrenen Genossin zu begegnen, die Herz und Verständnis für die Jugend hatte.

Einmal sagte Helene Warncke zu ihr: „Weißt du auch, warum die Gewerkschaft den Werktätigen das Leben erleichtert? Weißt du, wieso sie es kann?"

Ortrud ist raschen, beweglichen Geistes. Sie beginnt nachzudenken. Sie beginnt zu ahnen, daß im Osten Deutschlands eine neue Ordnung begonnen hat, in der alles für die Werktätigen und durch die Werktätigen geschieht. Sie fängt an zu verstehen, daß die Gewerkschaft nicht irgendein Büro ist – daß sie selbst die Gewerkschaft ist, sie als eine von vielen Millionen, die das Leben und die Zukunft in ihren eigenen Händen tragen.

Ortrud ist jung. Sie beginnt zu begreifen, daß die Jugend Hand in Hand gehen muß: gemeinsam lernen, gemeinsam kämpfen, gemeinsam feiern und fröhlich sein. Noch ist das Jahr 1947, ihr erstes Lehrjahr, nicht beendet, da nimmt sie schon teil an der gewerkschaftlichen Jugendarbeit. Die Siebzehnjährige ist bereits Vorsitzende der gewerkschaftlichen Jugendkommission des Bezirkes, die Achtzehnjährige gehört der Bezirksgewerkschaftsleitung an. Ein junges Mädchen, Rechtsanwaltslehrling – und hat schon neben der Berufsausbildung alle Hände voll zu tun, besucht und berät ihre jungen Kollegen

in vielen Büros, kämpft für sie um bessere Arbeitsbedingungen, um den Zugang zu den Gütern der Kultur. Und bleibt dabei ein übermütiges, spott- und lachlustiges, verspieltes junges Ding. Man kann mit Lebensernst und Tatkraft fröhlichen und leichten Herzens sein.

Jetzt ist Ortrud Voß noch nicht ganz neunzehn Jahre alt. Sie hat ihre Lehre beendet, sie ist schon bald darauf im Bezirksamt Weißensee Sachbearbeiterin in der Pressestelle. In wenigen Jahren hat sie viel gelernt. Daß sie im Bezirksamt mit dem Parteisekretär der SED zusammenarbeitet, bedeutet eine wichtige Förderung ihrer Entwicklung.

Ortrud trägt die blaue Bluse der Freien Deutschen Jugend. Zeitweise hat sie Schwierigkeiten zu Hause; oft ist sie abends und manchmal bis in die Nacht hinein unterwegs – als Gewerkschaftsfunktionärin, als Funktionärin der FDJ. Die Mutter hat Angst, daß sie sich „herumtreibe". Es kommt zu Auseinandersetzungen, es kommt sogar dazu, daß Ortrud von daheim fortgeht. Aber das Zerwürfnis dauert nicht lange, die mütterlichen Besorgnisse werden mit Recht zerstreut.

Ortrud läuft durch die Gänge des Bezirksamtes. Gemächlichkeit ist nichts für sie; es muß alles schnell gehen.

Heute ist es freilich nicht einfach, schnell weiterzukommen. Das ganze Gebäude des Bezirksamtes ist gedrängt voll von Menschen. Die meisten von ihnen, Jungen und Mädchen, sprechen bayrisch.

Man könnte meinen, man sei in Süddeutschland und nicht in Berlin. Sechs- oder siebenhundert bayrische Jugendfreunde, die Truman und Adenauer zum Trotz nach Berlin gekommen sind, haben hier im Bezirksamt Weißensee ihre Unterkunft.

Ortrud windet sich rasch durch das Gedränge. Da hält sie einer an. „Freundschaft!" sagt er und fragt: „Kannst du mir sagen, wo die Verpflegungsstelle ist?"

Sie blickt zu ihm auf. Ein langer, schlanker Junge, braungebrannt. „Komm", sagt sie, faßt ihn an der Hand und läuft mit ihm los. Verdutzt läßt er sich mitziehen, den Gang entlang, die Treppe hinauf, in das Zimmer hinein, das der Junge aus Bayern sucht. Er heißt Philipp Müller und ist Zehnerleiter einer Münchener Gruppe.

Am Nachmittag – sie hat die Begegnung schon vergessen – steht er plötzlich bei ihr im Zimmer. Offenbar hat es ihm gefallen, wie sie ihm geholfen hat, rasch und ohne viele Worte zu machen. Irgendwie hat er herausbekommen, wo er sie finden kann im Gewimmel des Hauses. Er hat ein neues Anliegen; FDJ-Abzeichen für seine Gruppe möchte er haben. Wo man die besorgen könne.

„Da fährst du mit der Straßenbahn...", fängt sie an zu erklären. Aber das ist ihm viel zu umständlich. „Weißt was? Bring mich doch hin!" – „Hör mal, ich kann doch nicht so einfach... Na, warte mal!"

Tatsächlich, sie läßt sich freigeben und geht mit ihm los. Zuerst will sie ihm nur zu seinen Abzeichen

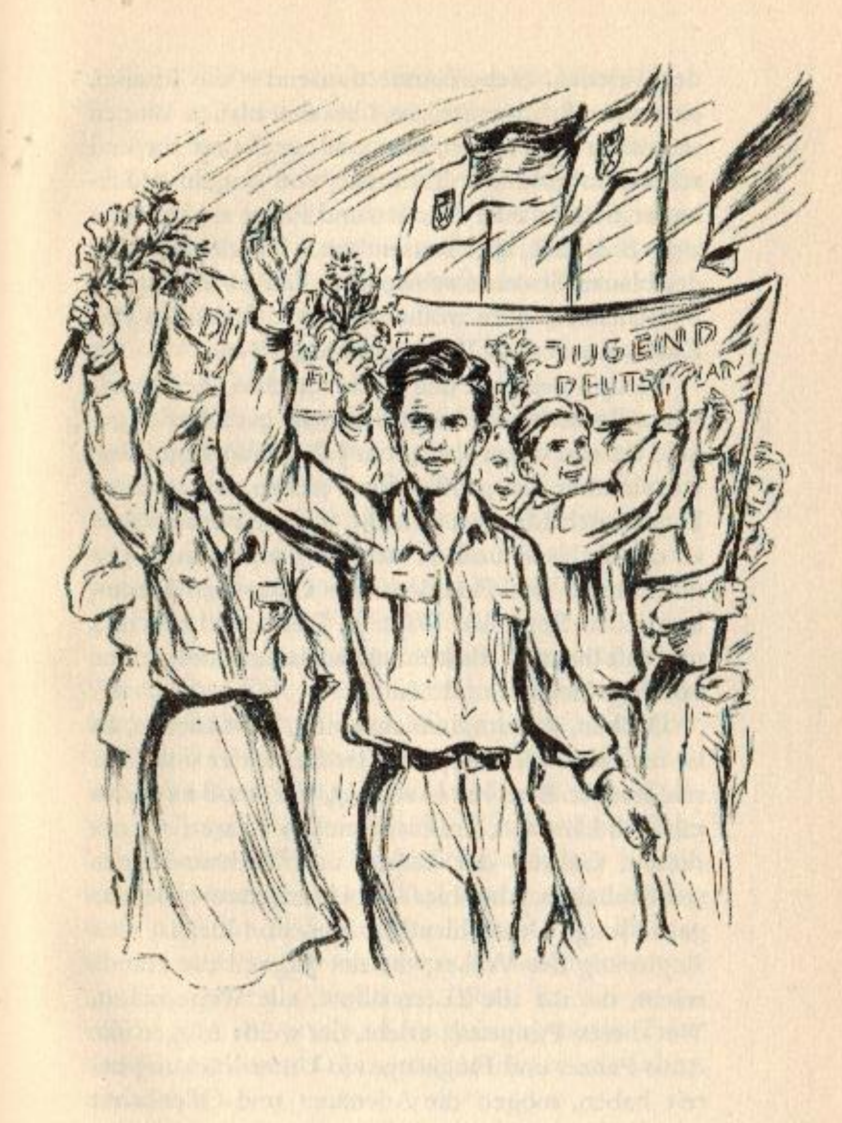
verhelfen. Aber unterwegs hat er tausend Fragen, und da erklärt sie sich bereit, ihm Berlin zu zeigen. Sie möchte etwas erfahren über das Leben in Westdeutschland, über die FDJ drüben, über die Gewerkschaften, über den „schwarzen“ Weg über die Zonengrenze. Zwischendurch macht er sich über ihre Berliner Mundart lustig, sie über seine bayrische Art zu reden. Und auch sonst lassen sie keine Gelegenheit ungenutzt, einander zu verulken.

„Wie ich gehört habe, ich bin in Weißensee, hab ich gemeint, hier gäb's Weißwürscht“, behauptete er. „Aber nix is. Und das nennt sich Hauptstadt.“ Am Bahnhof Friedrichstraße fragt er, wo denn nun „Unter den Linden“ sei. „Da gehst du die Dorfstraße runter!“ Und sie zeigt mit todernstem Gesicht die von Menschen wimmelnde Friedrichstraße entlang.

So eine Gemeinheit! Dorfstraße! Er kommt ja schließlich aus München. Ist das vielleicht ein Dorf? Sie soll nur nicht so großtun mit ihrem Berlin. Anderswo leben auch Menschen!

Sie landen später in Weißensee auf dem Rummelplatz und haben nichts anderes als Spaß und Unfug in den Köpfen. Und abends sind sie beim Feuerwerk im Friedrichshain und haben Freude wie zwei Kinder.

Der nächste Tag, der erste Pfingsttag, bleibt unvergeßlich für Ortrud und Philipp, unvergeßlich für Hunderttausende. Siebenhunderttausend junge Menschen in blauen Hemden und Blusen demonstrieren in Berlin für die Einheit Deutschlands, für



den Frieden. Siebenhunderttausend – die Straßen sind wie mächtige Ströme, über den blauen Wogen schweben die Fahnen, blau und weiß und rot und schwarzrotgold wie Tausende von Segeln glückhafter Schiffe. Alle Straßen und Plätze sind ein einziger Schmuck, aber Tausende von Händen am Ufer des blauen Stromes schwenken Fähnchen; Lieder, Sprechchöre, Rufe wölben sich wie Girlanden von Zuschauenden zu Demonstrierenden hin.

Philipp geht mit den westdeutschen, den bayrischen Freunden, tief ergriffen, weil ganz Berlin gerade sie mit unaufhörlichem Jubel empfängt. Und wie sie über den großen Platz ziehen, der in jenen Tagen noch Lustgarten heißt, wie sie vorbeiziehen an der Tribüne, und da steht barhäuptig in Regen und Sturm der Präsident der Deutschen Demokratischen Republik, Wilhelm Pieck, und er winkt und ruft ihnen zu, da könnte man lachen und weinen vor Ergriffenheit und Mut.

Drüben, daheim, in Neuaubing, in München, da ist man eine kleine Schar Klarblickender und Entschlossener. Man hat es schwer, man muß zuweilen mit sich kämpfen, um nicht mutlos zu werden, um diesem Gebrüll der Lügen und Verleumdungen standzuhalten. Aber hier sind Hunderttausende, das ganze junge Deutschland ist hier, und hier ist eine Regierung des Volkes, die der Jugend die Hände reicht, die ihr alle Türen öffnet, alle Wege bahnt. Wer diesen Pfingsttag erlebt, der weiß: Mögen die Amis Panzer und Flugzeuge zur Unterdrückung bereit haben, mögen die Adenauer und Ollenhauer

in ihren Diensten stehen und die ganze Meute ihrer Gummiknüppelhelden und ihrer rechtbrechenden Richter loslassen, das deutsche Volk wird siegen.

Wer diesen Pfingsttag erlebt, der weiß: Alle Kraft, ja das Leben muß man einsetzen für Deutschland und für den Frieden, und er gelobt, es zu tun.

Sturm heult und Regen peitscht. Aber die Jugend achtet es nicht. Andere Stürme und Unwetter gilt es zu bestehen, lachend wie hier, siegesgewiß.

Sind ernster Entschluß und fröhliches Leben unvereinbar? Wie könnte das sein? Sie gehören zusammen. Lang war der Marsch, völlig durchnäßt kamen sie in ihre Quartiere zurück. Aber wie könnte man müde werden beim Deutschlandtreffen der Jugend! Jede Stunde ist ein Erlebnis, jede ungenützte Stunde wäre Verlust.

Am Nachmittag hat sich der Himmel aufgehellt. Wieder sind Philipp und Ortrud zusammen; inmitten laut-fröhlicher Scharen fahren sie nach Treptow hinaus. Da ist der alte, weite Park, da sind Laienkunst, Tanz und Vergnügen. Auf das fröhliche Treiben der Jugend blicken als stille Zeugen unvergänglichen Lebens die weiten Kronen der alten Bäume hinab. Es war ein langer Tag, aber man ist kräftig und jung. Zu Fuß wandern Ortrud und Philipp abends nach Weißensee zurück. Es ist ein sehr weiter Weg, aber sie merken es kaum. So viel ist zu reden: von der großen Kundgebung junger Friedenskämpfer, vom Leben und von der Arbeit hüben und drüben.

„Wir wissen viel zuwenig von eurem Kampf", sagt Ortrud.

„Wir müssen viel mehr von euch wissen, von all dem Großartigen bei euch in der Deutschen Demokratischen Republik, wir müssen den Feinden besser entgegentreten können und selbst mehr Mut bekommen durch das Beispiel hier", sagt Philipp.

Sehr spät kommen sie nach Weißensee.

„O je", sagt Ortrud, „jetzt muß ich aber ein bißchen schneller schlafen. Um sechs Uhr muß ich für euch bayrische Hiasl sorgen."

„Das verschläfst du doch!" behauptet Philipp. „Kommt nicht in Frage!"

„Kommt nicht in Frage? Dann kannst du mich ja wecken, damit ich nicht verschlafe."

Warum nicht? meint Ortrud, das könne sie ja tun.

„So siehst du aus", bezweifelt der Münchener. „In ein Massenquartier der Jungen hineinzugehen – das wagst du doch nicht."

„Und doch wage ich es!"

„Na, da möchte ich wissen, ob die Berliner wirklich so keß sind. Wollen wir wetten?"

„Wetten wir!"

Und am nächsten Morgen kommt Ortrud tatsächlich, um ihr Versprechen zu halten. Philipp ist längst wach und mit ihm die ganze Gesellschaft. Sie sitzen da und warten gespannt, ob Ortrud wirklich kommt. Gelächter empfängt sie – sie blickt nur einmal triumphierend im Kreise, dreht sich um und geht hinaus.

Mancherlei Pflichten hat während des Pfingsttreffens der deutschen Jugend ein Zehnergruppenleiter. Philipp nimmt diese Pflichten ernst und erfüllt sie mit Eifer. Aber doch findet er immer wieder Zeit, sich mit diesem jungen Mädchen in Berlin zu treffen und mit ihm zu diskutieren über das Leben hüben und drüben, mit ihm in Scherz und Neckerei jung zu sein.

Noch einmal vergeht solch ein Tag. Dann heißt es Abschied nehmen vom großen Tag der deutschen Jugend, von Berlin, von den Freundschaften, die schnell geschlossen wurden, weil alle Herzen im gleichen Takt schlugen. Vielleicht wird man einander einmal wieder treffen, vielleicht dem andern einen Brief schreiben, vielleicht vergißt man Namen und Gesichter schnell. Was tut das? Die Hände, die sich in Berlin gefunden haben und gefaßt hielten, haben eine Gemeinsamkeit gebildet, die nicht vergehen kann. Berlin ist eine Frucht, die ihren Samen ausstreut über ganz Deutschland, und in ganz Deutschland keimt der Samen.

Ortrud und Philipp versprechen, einander zu schreiben über die Arbeit, die der eine und der andere leistet, über die Entwicklung im Osten und Westen Deutschlands. Noch ein Lächeln, ein Händedruck – sie gehen voneinander.

Für Ortrud bedeutet der Weg in den Alltag nur eine kleine Strecke durch Weißensee – Philipp hat vor sich den Weg in eine andere Welt. Dieser Weg ist nicht leicht. Zehntausende von westdeutschen

Jugendlichen erzwangen den Weg zum Pfingsttreffen – jetzt will man sie bei der Heimkehr abfangen.

Philipp Müllers Münchener Gruppe sucht ihren Heimweg an der bayrischen Zonengrenze. Ein Flüßchen trennt hier „Ost" und „West". Sie ziehen Schuhe und Strümpfe aus und waten hinein in das seichte Wasser. Nur wenige Schritte noch, und das Ziel ist erreicht. Da hebt Philipp die Hand – die Gruppe steht regungslos.

Durch Bäume und Sträucher des Ufers selbst verborgen, sehen sie eine Patrouille der Grenzpolizei Adenauers daherkommen. Das sind sie, die Feinde, die Deutschen den Weg von Deutschland nach Deutschland verwehren wollen.

Lautlos stehen die Jugendlichen im Wasser. Einmal müssen doch die Grenzer weitergehen. Eine Viertelstunde nach der anderen verrinnt. Sie erstarren vor Kälte in dem eisigen Wasser.

„Das kann man doch nicht mehr aushalten", flüstert einer. Die anderen sehen ihn nur strafend an.

Philipp überlegt einen Augenblick. „Stehenbleiben!" ordnet er an.

Langsam, daß ihn kein Geplätscher verrät, gebückt, um nicht gesehen zu werden, schleicht er im Wasser flußabwärts. Durch Röhricht geschützt, kommt er ans Ufer und kriecht erkundend durchs Dickicht.

Da ist die Patrouille, die Gewehre schußbereit in Händen. Philipp ist ihr so nahe, daß er das Gespräch der Männer verstehen kann. Aber sie bemerken ihn nicht.

Wenig später ist er wieder am Fluß. Er hat einen Weg ausgekundschaftet und führt seine Gruppe sicher hinüber – unsichtbar an den Feinden vorbei.

Zur gleichen Zeit kommt es im Norden der Zonengrenze zum herrlichen Kampf der zehntausend Jugendlichen im Kessel von Herrnburg, zum ersten großen Sieg der deutschen Widerstandsbewegung. Philipp ist nicht dabei. Aber wie er als Partisan seine Gruppe hinüberführt, auch das gehört zur sieghaften Rückkehr der westdeutschen Jugend.

Der Kampf geht weiter, hüben und drüben. Das Pfingsttreffen hat der deutschen Jugend noch mehr Kraft, noch mehr Klarheit gegeben.

Wenige Wochen später geht Ortrud Voß zum Parteisekretär und begehrt, als Kandidatin in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands aufgenommen zu werden. Die Theorie des Marxismus-Leninismus beherrscht sie nur unvollkommen. Aber sie glaubt an die Kraft der Arbeiterklasse. Sie weiß, daß die Partei der Vortrupp der Klasse ist. Sie weiß, daß die Partei die große Lehrerin und Führerin der Jugend ist. Unbegrenzt ist ihr Vertrauen, ihre Verehrung der Partei. Sie bittet um die Ehre, sich Genossin nennen zu dürfen. – Der Parteisekretär lächelt: „Ich wußte längst, daß du kommen würdest."

In München wird der Kampf immer härter. Die Arbeitslosigkeit wächst, die Preise steigen. Aber Tausende von Jugendlichen lungern ohne Hoffnung auf den Straßen.

Philipp erkundigt sich in einem Briefe nach vier Arbeitskolleginnen Ortruds. Er hat sie in Berlin kennengelernt. Damals standen sie völlig abseits, unbeteiligt am Schicksal Deutschlands, am Kampf der Jugend. Er fragt, ob sie noch nichts gelernt hätten. Wenn sie wüßten, wie die Lage der westdeutschen Jugend ist, so sagt er, und wenn sie damit verglichen, wie man in der Deutschen Demokratischen Republik alles tut, um die Jugend zu fördern, und ihr jede Lebens- und Schaffensmöglichkeit gibt – dann können sie sich nicht länger abschließen.

Philipp und Ortrud haben das Versprechen wahr gemacht, einander zu schreiben. Ihre Briefe berichten wenig über ihr Privatleben, einmal eine kleine Neckerei über die „doofen Bayern", einen Nachklang seines komischen Entsetzens über den süßsauren Salat, den sie in Berlin einmal gemacht hat und der dem Süddeutschen ein Greuel ist. Oder er verteidigt sich gegen ihre scherzhaften Verdächtigungen, daß er so wenig schriebe, weil ihn die Münchener „Resis" zu viel beschäftigten:

„Wenn Du wüßtest, wieviel Zeit ich für die sogenannten Resis habe!" Und als sie ihm auf seine Bitte ein Photo geschickt hatte, meint er: „Wenn man Dich so auf dem Bild betrachtet und Dich nicht sprechen hört, könntest Du genau so gut Resi heißen."

Sie wollte auch von ihm ein Bild. Nach langem Hin und Her erhält sie ein Photo, das ihn als Achtzehnjährigen zeigt. Es ist jenes Bild, das später einmal Millionen Deutscher vor Augen haben. Ihrem

Wunsch nach einer neuen Porträtaufnahme ist er trotz aller Mahnungen scherzhafter und sogar ernster Natur bis zu seinem Tode nicht nachgekommen. Er hat keine Zeit, zum Photographen zu gehen, es liegt ihm nicht, sich „wie ein Filmstar" aufnehmen zu lassen...

Wenig also sprechen diese Briefe von privaten Dingen, ausführlich aber von politischen.

„Daß ich mindestens noch so bin wie in Berlin", schreibt er, „kannst Du Dir denken. Das Bleiben aber würde Stillstand bedeuten, und Stillstand bedeutet doch bekanntlich Rückschritt."

Voller Besorgnis und voller Kampfesmut schreibt er: „Kannst Du Dich noch erinnern, was Hitler getan hat, als er sah, daß ihm die Felle wegschwammen? Er erklärte den totalen Krieg! Genau so werden die Amerikaner aktiver, je mehr sie in den Engpaß getrieben werden. Hier ist es unsere Aufgabe, die Gegenbewegung mit allen Mitteln so zu festigen, daß sie mit ihren Wahnsinnsideen nicht zum Zuge kommen."

Seine Briefe sind das Spiegelbild seiner klugen und unermüdlichen Aktivität zum Besten der Jugend. Er tut alles, um unter den Arbeitskollegen, unter den Jugendlichen die Wahrheit über das Pfingsttreffen zu verbreiten. Er setzt sich mit aller Kraft ein für die Lehrlinge und Jungarbeiter im Eisenbahnausbesserungswerk Neuaubing. „Hier siehst Du", so schreibt er, „daß bei uns der Kampf um eine Gesellschaftsordnung, die nicht die Rechte der Jugend in ganz eng begrenztem Maße als

Almosen gibt, sondern eine Ordnung, die diese Rechte der Jugend fördert, mit aller Kraft geführt werden muß."

Er führt diesen Kampf mit aller Kraft, fast ohne Hilfe und Unterstützung. Nur die Freunde der FDJ stärken ihn, und Rat und Hilfe hat er bei den kommunistischen Kollegen. Sie sind es, die ihm als Ehrung für seine vorbildliche Jugendarbeit eine Einladung zum III. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands zukommen lassen. So fährt er als parteiloser Gastdelegierter im Juli 1950 erneut nach Berlin – wiederum „schwarz" über die Zonengrenze.

Frühmorgens kommt er in Berlin an, kurz darauf sitzt er schon in der riesigen Werner-Seelenbinder-Halle. Er nimmt teil an einem großen Ereignis der Gegenwart – er sieht im Gegenwärtigen schon das Zukünftige sich entfalten.

Überwältigt ist er von dem Eindruck, welch tiefes Vertrauen sich die Partei der Arbeiterklasse im ganzen Volke errungen hat. Er sieht: Das ist ein Kongreß, an dem alle Genossen in jeder Stadt und jedem Dorf innersten Anteil haben. Er sieht: Dieser Kongreß ist nicht nur die Sache der Sozialistischen Einheitspartei – er ist die Sache der Werktätigen. Das hat der Westdeutsche Philipp Müller nicht für denkbar und möglich gehalten, bevor er es selbst erlebte, daß der führenden Kraft einer Partei solches Vertrauen und solche Hoffnung entgegengebracht werden, auch von den parteilosen Massen.

Mit Ernst, mit Nachdenklichkeit und stärker entflammtem Kampfesmut lauscht er der Ehrung und der Kritik, die der politischen Arbeit der kommunistischen Genossen Westdeutschlands zuteil werden. Nie hat er so viel gelernt wie in diesen Tagen.

Gewaltig, unbeschreiblich aber ist der Eindruck, den Walter Ulbrichts berühmte Fünfjahrplanrede auf ihn ausübt. Seit langem schon gab es für ihn keinen Zweifel, daß der Weg Deutschlands aufwärts führt. Aber er kennt diesen Weg nur als einen schmalen, steinigen Pfad mit vielen schwierigen Windungen. Besser als im Westen steht es hier in der Deutschen Demokratischen Republik, das weiß er. Aber dieses große Aufwärts, diese Kraft des Volkes, sich aus dem Elend zu erlösen, in wenigen Jahren, von der Partei, dem großen Baumeister, angeleitet, nie Dagewesenes zu schaffen – das hat er nie zu hoffen gewagt. Fünf Jahre nur, und Deutschland wird reich unter reichen Nationen stehen. Das weiß er, während er glühend vor Begeisterung der Rede Walter Ulbrichts lauscht.

„Ich glaub', der Adenauer wird verrückt", sagt er später zu Ortrud.

Sie haben sich getroffen, Philipp und Ortrud, schon am ersten Abend seines Aufenthaltes in Berlin. In der Mittagspause des Kongresses verzichtete er auf das Essen und fuhr nach Weißensee hinaus, um sich mit ihr zu verständigen. Sie war abwesend, er hinterließ ihr ein Briefchen, bat sie, abends zur Werner-Seelenbinder-Halle zu kommen. Dort sehen sich die Jugendfreunde wieder.

Beim ersten Gespräch klagt er sehr: die bayrischen Gäste seien weit draußen in Königswusterhausen untergebracht – sehr schlecht, wie er behauptet. Er könne gar nicht recht schlafen auf dem Strohlager.

Ortrud lächelt listig. So ein Schwindel, denkt sie. Fips – so nennt sie ihn – der Schwimmer und Skiläufer, der politische Kämpfer, dem es nicht darauf ankommt, eine ganze Nacht hindurch auf den Beinen zu sein und doch am nächsten Morgen seine Arbeit zu leisten, als sei nichts gewesen – er soll nun auf einmal so verzärtelt sein, daß ihm das Strohlager zu hart ist? In den Skihütten droben in den bayrischen Bergen hat er wohl etwas anderes als Strohlager? Und zum Zelten draußen nimmt er sich wohl eine Schlaraffia-Matratze mit?

Aber sie sagt kein Wort davon, daß sie den Schwindel durchschaut. Sie bringt ihn tatsächlich unter, er schläft in ihrem Zimmer, und sie findet bei ihrer Wirtin ein Lager.

Draußen in Königswusterhausen – dann hätten sie sich freilich kaum sehen können. Aber sie wollen sich doch sehen. Sie haben viel miteinander zu reden. Bis tief in die Nächte hinein sitzen sie zusammen, diskutieren heiß über den Parteikongreß, arbeiten die Zeitungsberichte durch, schlagen in Büchern und Broschüren nach, wenn sie etwas nicht genau verstehen. Und zwischendurch treiben sie kindlichen Unfug. Und freuen sich aneinander.

Acht Tage kann er in Berlin bleiben. Er holt sie aus ihrem neuen Betrieb ab, in dem sie seit einiger

Zeit arbeitet. Manchmal sind sie noch eine Stunde mit ihren Kollegen und Genossen zusammen. Es ist doch eine seltene Gelegenheit, daß man mit einem Westdeutschen diskutieren kann.

Aus diesen Diskussionen aber entwickeln sich Kameradschaft und Freundschaft. Es ist ein heimlicher Stolz für Ortrud, daß sie alle „ihren Fips" gut leiden mögen.

Wer hätte ihn nicht gern, diesen hübschen, schlanken Jungen mit dem offenen und zutraulichen Wesen? Sie nehmen es ihm auch durchaus nicht übel, daß er leicht schroff und aufbrausend ist, wenn ihm irgend etwas von politischer Lässigkeit und Kompromißlertum begegnet. „Euch fehlt das Kämpferische!" So kritisiert er heftig. Er bewundert den großen gesellschaftlichen Aufschwung in der Deutschen Demokratischen Republik. Aber gerade deshalb kann er es nicht verstehen und ist empört, daß sich Jugendfreunde und sogar Genossen unter Vorwänden weigern, politische Aufträge zu übernehmen. „Bei uns gibt es so etwas nicht!" versichert er stolz und unduldsam.

Zu einem richtigen Abendessen kommen Philipp und Ortrud in diesen Tagen nicht. Kochen? Das ist zu zeitraubend. Schade um jede Stunde! Irgendwohin essen gehen? Das ist zu teuer. Sie kaufen sich Obst und essen es unterwegs. Das genügt. Wichtiger als das Essen ist es, tanzen zu gehen oder – das vor allem – im Kino zu sitzen und die wichtigen sowjetischen Filme und die neuen Filme der DEFA zu sehen. Am liebsten sähe er gleich mehrere

Filme auf einmal. Im Westen bekommt man ja fast nichts zu Gesicht, was fortschrittlich und klärend ist, nur die verlogenen und betäubenden Produkte der Traumfabriken. Die Berliner Tage müssen ausgenützt werden.

Die beiden letzten von ihnen sind ein richtiges Fest. Ortrud hat sich freigenommen, und jede Stunde gehört ihnen gemeinsam. „Weißt du", sagt sie, „wenn bei euch im Autobus ein Platz frei ist, dann fahre ich einfach mit dir!" Sie sagt es nicht nur, sie will es wirklich wahr machen. Aber es gibt keinen freien Platz für sie.

Sie müssen sich trennen. Weniger leicht als nach dem Pfingsttreffen. Wäre nicht Deutschland gespalten, man könnte gemeinsame Pläne machen. Aber so ist es ja, als schöben sich Berge und Meere zwischen sie, wenn er wieder nach München zurückkehrt. Berge und Meere – und es ist doch nur die Zwangsherrschaft der westlichen Spalter Deutschlands.

Es gibt keinen gefühlvollen Abschied. Ein freches Neckwort. „Auf Wiedersehen!" Und sie drehen sich um und gehen voneinander, ohne noch einmal zurückzublicken.

Auch in ihren Briefen spotten sie lieber, als daß sie davon sprechen, wie lieb sie einander haben. Ein einziges Mal, bald nach seiner Heimkehr, kommt es in einem Brieflein zum Durchbruch.

„Wenn ich an die schönen Tage zurückdenke, die wir leider hinter uns haben, dann könnte ich heulen vor Wut, daß diese Zeit so kurz war. Jetzt ist wieder niemand da, der mit einer Tasse Wasser kommt oder mich rausschmiß, wenn ich nicht aufstehe.

Es grüßt Dich in Freundschaft und ...

Fips."

Viel mehr als von persönlichen Dingen sprechen ihre Briefe auch weiterhin vom politischen Kampf. Und deutlich zeigt sich in ihnen, welch einen Aufschwung beider Arbeit unter dem Eindruck des III. Parteitages erfahren hat.

Ortrud ist auf einer Zirkelleiterschule der FDJ. Ein Jahr vorher war sie schon auf einer gewerkschaftlichen Jugendschule gewesen. Lernen, lernen, nochmals lernen! Sie geht ganz darin auf. Im FDJ-Schuljahr wird sie einen Zirkel an einer Oberschule leiten, am Parteilehrjahr nimmt sie mit großem Eifer teil.

Für Philipp ist das Lernen weitaus schwieriger. Fast nur die Nachtstunden stehen zur Verfügung für die Lektüre – und für die Briefe. Oft findet er wochenlang keine Zeit zum Schreiben und klagt sehr darüber. Acht Stunden im Betrieb. Und Abend für Abend politische Arbeit. Daß er die Kraft und den Aufschwung der Deutschen Demokratischen Republik mit eigenen Sinnen wahrnahm, spornt ihn noch zu größerem Eifer an. Es spornt ihn an und entmutigt ihn nicht, daß die Amis und ihre Adenauer

den Terror gegen die Kämpfer für Einheit und Frieden verstärken.

Bald nach seiner Rückkehr findet in München eine große Kundgebung gegen die Remilitarisierung statt. Er geht Seite an Seite mit jungen Menschen, von denen viele zum ersten Male in einem Demonstrationszug marschieren. Manch einen hat er dazu veranlaßt, mitzugehen. Welch mühseliges Werben war das!

Dort der Fritz aus dem Eisenbahnausbesserungswerk – natürlich wollte er von der Remilitarisierung nichts wissen. „Noch einmal marschieren, wie bei den Preußen? Nein, ohne mich!"

Aber damit sei es gut, so meinte er. Demonstrieren? Das sei doch denen in Bonn egal. Wozu überhaupt? Die sollten ihm mal den Gestellungsbefehl schicken. Den Buckel könnten sie ihm runterrutschen. Er ginge dann einfach nicht.

Philipp hat Mühe, bis er ihm klargemacht hat, daß man es gar nicht soweit kommen lassen darf, bis die Gestellungsbefehle ins Haus fliegen. Schließlich versteht er doch, daß man Bonn zur Aufgabe seiner Pläne zwingen muß. Versteht schließlich auch, daß Demonstrationen ein wichtiger Teil des Kampfes sind, Mittel, die Massen aufzurütteln. Selbst dann aber bedarf es noch vieler Gespräche, bis er sich zum Mitmachen entschließt.

Und so war es mit Horst, mit Erna – fast immer das gleiche mit jedem einzelnen.

Manches Mal hat sich Philipp gesagt: Es ist doch alles zwecklos. Manches Mal sagte er sich: So viel

Mühe um einen einzelnen! Wie sollen wir denn so die Massen gewinnen?

Aber da geht nun der Fritz, da gehen Horst und Erna und viele andere auch. Das sind ja nicht einzelne. Das ist ein gewaltiger Zug.

Bei den ersten Rufen schwiegen sie noch. Jetzt stimmen alle kräftig ein, wenn Philipp beginnt:

„Butter und nicht Kanonen!"

„Wir wollen keine Söldner sein!"

„Frieden und Einheit für Deutschland!"

Herrlich ist es, in den Münchener Straßen diese Willensentfaltung der Massen zu sehen, mit Tausenden in unübersehbarem Zug für den Frieden zu demonstrieren.

Schön ist es zu sehen, wie die Münchener Bürger am Straßenrand stehen und beifällig nicken. Ja, es gibt sogar einen Augenblick, in dem sie begeistert in die Hände klatschen: da tragen Jugendliche mit brennenden Kerzen einen Sarg. „Hier ruht das Vertrauen zu Adenauer", so lautet seine Inschrift.

Wer steht denn hinter diesem Separatistenkanzler? München bestimmt nicht. Sogar die Bürger, sonst gewiß keine Freunde von Demonstrationen, stimmen dieser mit Wohlgefallen zu.

Unmittelbar danach hilft Philipp, eine große Kundgebung der Eisenbahner durchzuführen. Eine amerikanische Kommission hat vorgeschlagen, 80000 westdeutsche Eisenbahner zu entlassen. Die Kollegen des Münchener Bezirks protestieren energisch dagegen und drohen mit dem Streik beim ersten Versuch, diesen Plan zu verwirklichen.

Gerade um die Interessen der Eisenbahner, um gewerkschaftliche Fragen geht es Philipp Müller besonders. Er zeigt eine Umsicht, eine Aktivität, die niemals nachläßt. Immer wieder versucht er, auch mit gutem Erfolg, Verbindungen zwischen den Eisenbahnern auf beiden Seiten der Zonengrenze zu schaffen und aufrechtzuerhalten.

Stärker und klarer denn je kämpft er als Jugendlicher im Eisenbahnausbesserungswerk für „seine" Jugendlichen. Voll Wut und Empörung muß er mit ansehen, daß fast alle Lehrlinge, sobald sie ausgelernt haben, vom Betrieb entlassen und arbeitslos werden. Um so mehr setzt er sich für die noch Verbleibenden ein. Er führt mit ihnen ein Zeltlager durch: auf einem Gelände bei Friedrichshafen am Bodensee, das der Gewerkschaft gehört. Er schreibt: „Der Vorschlag wurde natürlich vom Jugendleiter durchgeboxt." Und dann wieder schreibt er: „Trotz der Widerstände von seiten der Gewerkschaft sind wir jetzt soweit."

Der Opfermut, die Aktivität dieses jungen, frischen, lebenslustigen Menschen scheint keine Grenzen zu kennen. Fast zur gleichen Zeit, während er dies Zeltlager vorbereitet, gelingt es ihm, im Eisenbahnausbesserungswerk Neuaubing ein Betriebskomitee junger Friedenskämpfer zu gründen. Was bedeutet das angesichts der Hetze und der Drohungen gegen die Feinde der westdeutschen Remilitarisierung! Außer ihm wirken im Komitee drei Jugendliche mit, die vorher an keiner gesellschaftlichen Arbeit teilgenommen haben.

Dann erlebt er herrliche Tage mit den Jüngsten am Bodensee. Sie sind begeistert vom romantischen Zeltlagerleben, vom Turnen und Spielen. Der Bodensee dehnt sich blitzend und blau in die Ferne. Dörfer und Städtchen grüßen über die Flut, weiße Schiffe ziehen ins Weite. Fern am Horizont stehen lichtblau und weiß die Gipfel des Alpsteines und der österreichischen Alpen.

Welche Wonne, im Wasser zu schwimmen, zu plantschen und zu spritzen. Wie schön, abends am Lagerfeuer zu sitzen und Lieder zu singen! Zwischen Scherz und Gesang wird ernsthaft diskutiert. Philipp spricht davon, daß es einen Teil Deutschlands gibt, in dem die Lehrlinge, wenn sie ausgelernt haben, nicht arbeitslos werden. Er spricht von der Jugendförderung in der Deutschen Demokratischen Republik. Weshalb der Unterschied zwischen hüben und drüben? Er erklärt es den Jungen: Weil drüben die Wirtschaft auf dem Frieden baut, aber im Westen auf der Vorbereitung des Krieges. Weil drüben die Deutschen ihr Schicksal selbst entscheiden, im Westen aber die Amis bestimmen. Weil drüben die Arbeiter führen, im Westen aber die Kapitalisten.

Kaum ist er aus dem Zeltlager zurück, da stürzt er sich, noch dazu mit einem verstauchten Fuß – dem „Andenken" an einen der wenigen Skiausflüge, die er sich leisten kann –, mit allen Kräften in den Wahlkampf. Es ist begreiflich, daß ihn dabei einmal trübe Stunden überkommen. Er schreibt an Ortrud:

„Wir hatten vor der Landtagswahl eine Unmenge Arbeit. Und trotzdem könnte man oft verzweifeln. Es ist leider der Fall, daß ein großer Teil unserer Arbeit ganz umsonst ist. Das heißt, wir bereiten uns wochenlang für einen Abend oder eine Veranstaltung vor, dann kommt das Verbot vom Innenministerium." Umsonst? Nein, er weiß, daß es nicht umsonst ist.

„Immer und immer wieder diskutieren, wenn wir auch glauben, wir machen keinen Fortschritt." So schreibt er zwei Tage später. Und er selbst ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie man diskutieren kann und muß, wie man Erfolge erringt.

Er läßt sich auf einen viertägigen Schulungskursus der Gewerkschaft schicken. Dort hält ein Landtagsabgeordneter der SPD, ein alter, erfahrener Demagoge, ein Referat zum Lobe der „Bundesrepublik" und des Bundestages.

Aber Philipp Müller, ein Neunzehnjähriger, nimmt es in der Diskussion mit ihm auf: Er fragt, ob dieser Bundestag ein demokratisches Parlament sei, wenn die Abgeordneten vor der Wahl die Ablehnung der Remilitarisierung versprochen hätten und jetzt gegen den Willen des Volkes für sie einträten. Er fragt, weshalb man denn keine Volksbefragung zulassen wolle, und stellt auch die verfängliche Frage, ob die Amerikaner jetzt noch die Gesetze des Bundestages verbieten könnten.

So wird der geschickte Politiker von dem jungen Kämpfer geschlagen.

Einen weiteren Sieg erringt er gemeinsam mit den fortschrittlichen Kollegen des Eisenbahnausbesserungswerkes. Bei einer Betriebsräte- und Vertrauensmännersitzung wird beschlossen, eine Abstimmung über die Frage der Remilitarisierung im Betrieb durchzuführen.

In der Lehrwerkstatt übernimmt er die Durchführung. Der Meister will sie verbieten, die Direktion macht strenge Einzelverhöre mit den „Rädelsführern" – aber alle bleiben fest.

Und bei allem noch die FDJ-Arbeit, sogar noch die aktive Teilnahme in der Kulturgruppe der FDJ. Schon muß man jeden Weg suchen, um dem übermächtigen Feinde zu begegnen. Darüber berichtet er Anfang Dezember: „Hier haben wir zu unserer Weihnachtsfeier eine neue Errungenschaft, das Lied ‚Ami, go home!' Bin neugierig, wie es aufgenommen wird."

Härter, entschiedener ist Philipp im Kampf durch die Ereignisse des 19. September geworden.

Am Abend vorher war der Jugendchor des Mitteldeutschen Rundfunks mit dem Interzonenzug nach Bayern abgereist. Erwartungsvoll fuhren siebzig junge Leipziger in die Nacht hinein. Nur einige Stunden Fahrt durch Deutschland – aber da ist eine Grenze, da ist anderes Geld, ein anderes Leben. Es ist, als führe man in schwerzugängliches Ausland – und ist doch deutsches Land hüben und drüben.

In der Morgenfrühe trafen sie ein und wurden zu ihrer Überraschung von einer ganzen Schar junger Münchener herzlich empfangen. Freie Deutsche Jugend war es, darunter ein großer, frischer

Junge, an den sich manch einer der Leipziger später für immer erinnert: Philipp Müller aus der Münchener Vorstadt Neuaubing.

Es ist schön, so begrüßt zu werden, es tut wohl, überall gastfreundlichen Worten und Taten der Münchener Bürger zu begegnen. Man ist in einer fremden Großstadt – aber man ist daheim. Man kommt aus Deutschland, und man ist in Deutschland.

Welcher Gegensatz zwischen diesem Empfang des Volkes und der Nachricht, die ihnen sogleich nach dem Eintreffen übermittelt wird! Sie wollten am Abend im Salvator-Keller ein Konzert geben: Alte deutsche Volkslieder, Lieder des Friedens und der Lebensfreude wollten sie singen. Aber ihr Konzert ist wegen „Gefährdung der öffentlichen Sicherheit" verboten worden.

Sie können es nicht begreifen. „‚Gefährdung der öffentlichen Sicherheit'", sagt einer von ihnen, „wodurch denn?"

Einer der jungen Münchener antwortet: „Das versteht ihr nicht? Die Münchener dürfen doch nicht erfahren, daß es bei euch drüben nationale Kultur gibt."

„Vielleicht überlegt man es sich doch noch", meint ein anderer. „Heute vormittag ist Stadtverordnetensitzung. Ich denke, da werden sie über das Verbot sprechen."

Stadtverordnetensitzung – das trifft sich gut. Vor seiner Abfahrt hat der Jugendchor einen Auftrag mitbekommen. Nun geht man gemeinsam zum

Rathaus, um der alten deutschen Kunststadt München die schwesterlichen Grüße der alten deutschen Musikstadt Leipzig zu überbringen.

Mit bewundernden Augen sehen die jungen Leipziger die reiche gotische Fassade des Rathauses, mit Ehrfurcht treten sie in seine Gewölbe ein.

Die Stadtverordneten machen gerade eine Pause – der Besuch kann keine Unterbrechung bedeuten. Aber der Münchener Oberbürgermeister Wimmer verweigert dem Chor den Eintritt. Nicht einmal nach selbstverständlichen Geboten der Höflichkeit richtet man sich – die Besucher kommen ja „nur" aus Deutschland. Freilich, man könnte bei den amerikanischen Herren in Verdacht kommen, für die deutsche Einheit zu sein, wenn man Landsleute aus der Deutschen Demokratischen Republik empfängt.

Im Treppenhaus stellt sich der Chor auf. „Wenn alle Brünnlein fließen, dann muß man trinken..." Herrlich tönt in den weiten Hallen das alte Lied, von jungen Stimmen gesungen. Einige der Stadtverordneten treten aus dem Saal heraus, lauschen – und verschwinden scheu. Sie wagen nicht zu bleiben. Nur die kommunistische Fraktion heißt die jungen Künstler herzlich willkommen. Alle anderen fürchten den Empfang, fürchten sogar das Ständchen, das ihnen die Leipziger Sänger bringen.

Aber man ist ja nicht zu Untergebenen der amerikanischen Politik gekommen, sondern als deutsche Bürger zu Bürgern einer deutschen Stadt. Auf dem Platz vor dem Rathause singt der Chor, von Einwohnern Münchens umringt, noch einmal drei Lieder.

Inzwischen hat die kommunistische Fraktion drinnen im Rathaussaale verlangt, daß das Konzertverbot aufgehoben werde – sie bleibt mit ihrem Antrag allein.

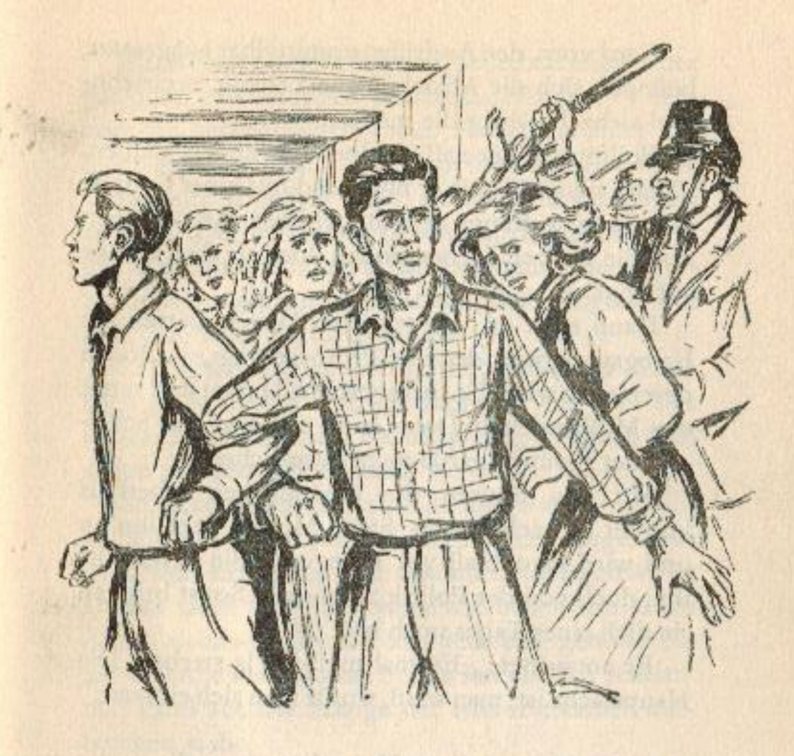
Am Nachmittag ruft die KPD die Bevölkerung zu einer Protestversammlung in den Franziskanerkeller. Die Frist ist sehr knapp, aber am Abend ist der Saal bis zum letzten Platz besetzt. So groß ist die Empörung über den Willkürakt der Behörden.

Die Leipziger Jugendlichen nehmen an der Protestversammlung als Gäste teil. Sie sind sehr erregt – über das Verbot, über einen weiteren Zwischenfall im Verlaufe des Nachmittags: den Leiter des Chores, Dr. Sandig, hat die Kriminalpolizei auf der Straße verhaftet und abgeführt. Stundenlang hat man ihn widerrechtlich festgehalten. In der Deutschen Demokratischen Republik hat man ihn als bedeutenden Künstler mit dem Nationalpreis geehrt; in München behandelt man ihn wie einen Verbrecher.

Jetzt sitzen die Leipziger zusammen mit Münchener Jugend in den vordersten Reihen des Saales.

Kaum hat die Versammlung begonnen, da dringt Polizei in den Raum. Ohne Warnung, ohne daß überhaupt ein Verbot ausgesprochen wurde, schlagen die Uniformierten mit Knüppeln und Gewehrkolben auf die Versammelten ein.

Erschreckte Bürger fliehen aus dem Saal. Aber die Ausgänge sind viel zu schmal – es ist unmöglich, so schnell ins Freie zu kommen, wie die Polizei vordringt.



Im nächsten Augenblick hat es den Anschein, als käme es zu einer Saalschlacht. Bierkrüge fliegen durch die Luft. Setzen die Überfallenen sich zur Wehr? Es scheint nur so. Kein einziges Wurfgeschoß ist gegen die Polizei gerichtet; auf die Leipziger Jugend wird gezielt. Mit den Knüppeln und Gewehren der Polizei und den Würfen der Provokateure werden sie von beiden Seiten des Saales angegriffen.

Ganz vorn, den Angriffen unmittelbar ausgesetzt, befinden sich die Mädchen aus Leipzig, sechzehn- und siebzehnjährig die meisten.

Philipp Müller saß in einer der ersten Reihen. „Kette bilden!" ruft er nun. Und mit einer Gruppe von Jungen drängt er sich zwischen die Mädchen und die Polizei. Lieber wollen doch sie die Schläge auffangen.

Dann sieht er, wie von den Uniformierten ein Kriegsverletzter, der eine Prothese trägt, zu Boden geschlagen wird. Er springt schnell hinzu und rettet den Mißhandelten. Dabei kann er selbst den Schlägen der Knüppelgarde nicht ausweichen.

Mit den Spuren des schändlichen Überfalls kommt er nach Hause. Seine Mutter sieht ihn an und wird ganz blaß vor Erregung. Sie beschwört ihn, doch von der Politik zu lassen. „Sonst bringen sie dich eines Tages noch um!"

Er antwortet: „Einmal muß ich ja sterben. Die Hauptsache ist, man weiß, wofür man sich einsetzt."

Nach romantischen Vorstellungen soll es der Gipfel der Liebe sein, wenn man durch sie die Welt vergißt. Ortrud und Philipp vergessen die Welt durchaus nicht. Ihre Liebe eifert sie nur zu noch größerer Aktivität an, in ihren Briefen ringen sie um Klärung und Erkenntnis der politischen Ereignisse. Sie sprechen nicht einmal davon, daß sie die Trennung als untragbar empfinden. Dennoch ist es so. Es muß ein Weg gefunden werden, wieder zusammenzutreffen, ein legaler Weg.

Eines Tages hat Philipp Müller einen Brief einer gar nicht existierenden Kusine in Händen, in dem von der besorgniserregenden Krankheit einer gar nicht existierenden Tante berichtet und der teure Verwandte angefleht wird, an ihr Schmerzensbett zu eilen. Der Schwindel (schlimm, daß er notwendig ist) gelingt: Philipp erhält daraufhin einen Interzonenpaß und kann – zum ersten Male – regulär mit dem Zug nach Berlin kommen.

Lakonisch teilt er Ortrud mit, daß er zu Weihnachten in Berlin eintrifft, morgens um 6.47 Uhr auf dem Ostbahnhof. „Bin neugierig, ob Du so früh schon auf den Beinen bist."

Selbstverständlich ist sie da und wartet in Dunkelheit und Kälte auf die Ankunft des Zuges. Sie ist voller Erregung und Spannung. Abgereist ist er, das weiß sie. Aber vielleicht haben ihn doch noch Adenauers Grenzer aus dem Zug geholt? Sie hat so lange keine Ruhe, bis sie ihn endlich schlank und groß aus der Menge der Ankommenden auftauchen sieht.

In diesen wenigen Wintertagen, die ihnen allein geschenkt sind, sprechen sie es zum ersten Male aus, daß sie für das Leben zusammengehören. Zum ersten Male sprechen sie vom Heiraten.

Zwei junge, blühende, gesunde Menschen, im Gleichtakt der Gedanken, der Ziele, des Lebens, in ihrer Neigung erprobt durch lange Trennungen – was wäre natürlicher, als daß sie ihre Zukunft für immer verbinden?

Es gibt ein altes deutsches Volkslied von den zwei Königskindern, die einander so liebhatten.

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
das Wasser war viel zu tief.“

Es ist ein trauriges Lied, traurig wie viele Lieder des unterdrückten Volkes.

Es endet mit dem Tode des Jünglings. Das Mädchen blickt auf sein stilles, leichenstarres Gesicht.

Ortrud und Philipp sind nicht hoffnungslos. Sie denken nicht an den Tod, sie denken an das Leben. Wäre Deutschland ein freies Land, ein einiges Land, durch das man gehen und fahren kann ohne Paß und Schlagbaum, es gäbe kein Hindernis, kein tiefes Wasser zwischen den Liebenden. So aber ist Deutschland durch die Fremden aus dem Westen gespalten. Auf Schleichwegen muß man sich treffen. Man kann nicht zueinanderkommen.

Sie sind nicht hoffnungslos. Sie beschließen: Wenn wir die Einheit Deutschlands erkämpft haben, dann werden wir heiraten.

Noch ein ernstes Gespräch wird in diesen Tagen geführt.

„Fips“, sagt Ortrud, „ich bin in der Partei der Arbeiterklasse, bin Kandidatin. Warum trittst du nicht in die Partei ein?“

Es gibt dafür keinen politischen Grund. Im Sommer beim III. Parteitag konnte sich niemand mehr zugehörig fühlen als er. Das war für ihn der größte Ansporn seines Wirkens. Wenn ihm im westdeut-

schen Kampfe der Mut einmal sinken will, dann denkt er an Marx und Engels, an Lenin und Stalin, an Pieck und Grotewohl und Ulbricht und Max Reimann. Er denkt an die Macht und Kraft der Partei, er weiß, daß sie recht hat und daß sie siegen wird, und fühlt sich als ihr Mitkämpfer. Waren es nicht die kommunistischen Genossen in München, die ihn gestärkt und beraten, die ihm geholfen haben, immer wieder? Niemandem dankt er so sehr wie ihnen, daß er mit neunzehn Jahren sein Ziel kennt.

Gerade weil er es kennt und alle Kraft dafür einsetzt, hat er es zu Hause schwer. Die Mutter ist bekümmert, weil er sich jeden Abend „herumtreibt“ und dann noch halbe Nächte hindurch liest, anstatt zu schlafen, wie es für einen arbeitenden Menschen nötig und gesund ist. Mit den Schwestern lebt er in ständigem Streit. Sie hielten lange Zeit alles für wahr, was in den Zeitungen und im Rundfunk verbreitet wird: daß „drüben in der Ostzone“ die Menschen hungern, daß man sie nach Sibirien schafft, wenn sie nur einen Mucks tun, daß man jenseits der Elbe allen Leuten ihr Eigentum wegnimmt und die Arbeiter zwingt, für einen Elendslohn Tag und Nacht bis zum Umfallen zu schuften. Freilich hat Philipp viele ihrer Vorurteile ins Wanken gebracht, aber er bleibt doch in ihren Augen ein dummer Junge, der nicht weiß, was er tut, wenn er sich für „so etwas“ einsetzt. Ein vernünftiger Mensch, so meinen sie, geht ruhig seiner Arbeit nach und überläßt alles andere „denen da oben“, die ja doch

besser wissen müssen, was not tut und recht ist. Abends sitzt man vernünftig zu Hause oder geht einmal ins Kino oder zum Tanzen, aber mit Maß. Jedoch man läuft nicht immer draußen herum wie ein Zigeuner und macht Sachen, die der Direktion und der Polizei nicht recht sind.

Ist er einmal zu Hause, dann gibt es oft Auseinandersetzungen mit den Schwestern. Er braust auf, er schimpft los, und schließlich rennt er davon und wirft die Tür ins Schloß.

Leicht hat er es nicht. Aber das Leben zu Hause würde vollends zur Hölle werden, wenn er nun auch noch in die Partei einträte. Für die Schwestern ist es ehrenrührig, ein Kommunist zu sein. „Was sollen die Leute davon denken."

Darüber spricht Philipp mit Ortrud. Er meint, es genüge doch, wenn er im Sinne der Partei arbeite. Das Parteibuch tue es nicht.

Während er so seine Haltung erklärt, weiß er doch selbst schon, daß er unrecht hat. Natürlich, das Parteibuch tut es nicht. Wer die Ehre hat, es zu besitzen, der hat auch die Pflicht, der Partei und ihrem Kampf treu ergeben zu sein. Aber was hat das mit seiner Haltung zu tun? Weil er die Unannehmlichkeiten daheim scheut, tritt er nicht ein. Das ist doch ein Ausweichen, ein Mangel an Mut.

Er weiß jetzt, was er zu tun hat.

Es ist die Stunde des Scheidens. An der Sperre ein schnelles „Auf Wiedersehen!" Keine großen Abschiedsworte.

Dann das Warten auf dem grauen Bahnsteig. Die Abfahrt. Noch einmal ziehen die Lichter Berlins vorüber. Qualvoll langsam trennt sich der Zug von der ungern verlassenen Stadt.

Dann das Dunkel. Die Nacht.

Der Zug ist überfüllt nach diesen Feiertagen. Philipp hat seinen Platz einer jungen Mutter mit ihrem Säugling überlassen. Er steht im Gang, den Blick zum Fenster. Zuweilen schweben Lichterschnüre vorbei wie Leuchtfische in der Tiefsee. Dann wieder ist es, als rase der Zug durch ein Nichts. Zuweilen spiegelt das Fenster den blassen Umriß der eigenen Gestalt. Es ist ein trostloses Fahren. Diese verbrauchte Luft! Könnte man nur das Fenster öffnen! Er hat einmal den Versuch gemacht, aber sogleich wurde Einspruch erhoben.

Durst quält ihn. Er hatte etwas zu trinken bei sich. Die Flasche ist längst geleert.

Er ist zum Umfallen müde. Lieber die ganze Nacht durch wandern als so im Gang des Zuges stehen. Während der Berliner Tage hat er nicht viel Schlaf gehabt. Jetzt könnte er sich der Länge nach auf den Boden legen und schlafen.

Schlafen und nichts mehr denken! Es ist ihm, als könne er die Sehnsucht nach Ortrud nicht mehr ertragen, als ginge er ins Gefängnis, während der Zug ihn nach Westdeutschland bringt.

Kurz vor München beginnt es zu dämmern. Übernächtige Gesichter. Draußen auf dem Bahnsteig einer Station Amisoldaten, die herumlümmeln.

Knallige Reklame zwischen Trümmern – wie Fastnachtsdekorationen am Aschermittwoch.

Der Münchener Hauptbahnhof sieht wie Klein-Amerika aus.

Philipp reißt sich zusammen. Er atmet die rauchige Luft des Bahnsteiges wie eine Erfrischung. Er muß sich eilen, um nach Neuaubing zu kommen.

Der Arbeitstag beginnt.

Und es beginnt der Kampf aufs neue. In alter Frische, in junger Umsicht und Unbeugsamkeit.

Wenige Tage nach Philipps Rückkehr wird auf einer Betriebsversammlung im Eisenbahnausbesserungswerk Neuaubing eine Resolution gegen die Remilitarisierung eingebracht. Achtzig Prozent der Belegschaft stimmen zu, nur acht bis zehn Stimmen werden dagegen abgegeben, der Rest sind Stimmenthaltungen derer, die nicht wagen, sich zu ihrer Meinung zu bekennen. Die Direktion greift ein, sucht die Werktätigen einzuschüchtern, aber ihr Versuch scheitert.

Die Saat ist aufgegangen. Es scheint die Drachensaat der Kriegshetzer aufzugehen – doch die Saat des Friedens, die Philipp Müller und seine Freunde gestreut haben, wächst höher empor.

„Hier sieht man wieder, daß in der Endkonsequenz unsere Arbeit doch fruchtbar ist", schreibt Philipp an Ortrud.

Sie ist fruchtbar! Die Verwaltung des Eisenbahnausbesserungswerkes droht strenge Strafen für jeden Versuch einer Abstimmung gegen die Bonner

Kriegsvorbereitungen an. Nicht einmal die Betriebsräte der SPD sind bereit, ihre Unterschrift für diesen Anschlag am Schwarzen Brett zu geben.

Die Arbeit ist fruchtbar! Eine Betriebsjugendversammlung beschließt eine Resolution gegen die Bonner Remilitarisierung. Sie beschließt, alle Jugendausschüsse Münchens zu ersuchen, sich mit ihr solidarisch zu erklären. Der Bezirksjugendleiter und die Jugendsekretäre der Gewerkschaften sind eiligst zu der Versammlung gekommen und bemühen sich, die Entschließung abzuwürgen. Es ist vergebens!

Philipp geht zum Ortsjugendausschuß München. Er übergibt dem Jugendsekretär der Gewerkschaften die Resolution aus seinem Betrieb. Der Jugendsekretär sieht ihn wütend an. Er sagt: „Wir hatten dich vorgesehen für die Bundesschule der Gewerkschaften. Das kommt jetzt nicht mehr in Frage." Er drängt Philipp, die „kommunistische Propaganda" zu unterlassen. Man würde ihn sonst seines Postens als Jugendleiter entheben.

„Seit wann ist der Frieden nur eine kommunistische Sache?" fragt Philipp. „Wieso soll es verboten sein, dafür zu kämpfen, daß man die deutsche Jugend nicht in einen Angriffskrieg für fremde Interessen schickt?" Er warne ihn, sagt der Jugendsekretär. Diese Resolution gelange auch in die Hände der Verwaltung – und der Amis.

Das sei ja interessant, stellt Philipp fest. „Wer unterrichtet denn die Verwaltung und die Amis? Wer ist denn so gut Freund mit ihnen in der Gewerkschaft?"

Philipp läßt sich nicht einschüchtern. Er steht im Kampf und schont sich nicht. Den ganzen Tag über schwere körperliche Arbeit, jeden Abend gesellschaftlich und politisch tätig, noch bis in die Nacht hinein die Lektüre. Er will sich weiterbilden und grübelt tief.

Einmal schreibt er an Ortrud:

„Finanzoligarchie. Nach meinen Überlegungen kann das nur die Clique der Bankkönige usw. sein. Vielleicht kannst Du es mir genauer definieren?" Und er stellt weitere Fragen solcher Art.

Sie ist inzwischen Zirkelleiterin der FDJ geworden. Er neckt sie – aber aus seinem Spott spricht heimlich der Stolz und die Freude über ihre Entwicklung: „Als ich das vom ersten Zirkel als Lehrer gelesen habe, habe ich Dich mir so im Geiste vorgestellt: mit Brille, oder noch besser mit Kneifer und dem anderen Drum und Dran."

In dieser Zeit faßt Ortrud, die Lernbegierige, den Plan, zur Arbeiter-und-Bauern-Fakultät zu gehen, um zu studieren. Freilich, wird sie es schaffen? Sie hat doch Angst davor. Er aber ist froh und stolz, wie sie darüber schreibt, er spricht ihr Mut

zu: „Nur rin in die Höhle des Löwen und das Gequieke angehört!" Das sei doch etwas Großartiges und Wunderbares, daß in der Deutschen Demokratischen Republik die werktätige Jugend zum Studium kommen könne!

Wie sehen die Briefe der beiden aus? Das verrät eine Briefstelle, in der er sich selbst verspottet: „Unser Nachbar wollte mir beim Liebesbriefschreiben helfen. Aber nach seinen Ausführungen ist das kein Liebesbrief, sondern ein politisches Referat."

Aber die „nüchternen Politiker", die keine Liebesbriefe schreiben können, ertragen es nicht, so lange voneinander getrennt zu sein. Zu Ostern läßt man die arme, bedauernswerte, nicht existierende Tante sterben. Sie hatte ihrem „Neffen" Philipp schon zu Weihnachten durch ihre Krankheit einen Interzonenpaß besorgt. Jetzt bekommt er wieder einen – zu ihrer Beerdigung.

Wenn er nun wieder nach Berlin fährt, so heißt das nicht, daß er sich auch nur vorübergehend vom politischen Kampf zurückziehe. Wie dürfte das sein in einer Zeit des verstärkten Terrors im Westen, der heftigsten Anstrengungen, die deutsche Jugend zu Fremdenlegionären Amerikas zu machen! Er studiert die Entwicklung der FDJ in der Deutschen Demokratischen Republik, um für die eigene Jugendarbeit im Westen zu lernen. Er ist besonders bemüht, die Verbindung zwischen den Eisenbahnern in beiden Teilen Deutschlands zu stärken. Er, der junge Genosse Philipp Müller mit dem Parteibuch der KPD in der Tasche.

Schon bald nach Weihnachten hat er den Schritt getan. Jedes Wort dieser Stunde bleibt in ihm wie eingeprägt in hartem Metall.

Es war im längst vertrauten Zimmer in der Kreisleitung. Längst vertraut war ihm der Genosse, dem er nun aus besonderem Anlaß gegenüber saß. Aber dieses Mal zögerte er und wußte nicht gleich, wie er sein Anliegen vorbringen sollte.

„Nun, Philipp", fragte der Freund, „was führt dich heute zu uns? Ist es wegen der FDJ? Handelt es sich um die Gewerkschaft? Braucht ihr Rat oder Unterstützung?"

„Wie immer", antwortete er. „Du weißt, wie es aussieht, Edi. Immer gibt es ja irgendwelche Schwierigkeiten. Wer hilft uns denn, wenn nicht ihr? Wir haben nicht genügend organisatorische Kenntnisse, wir sind zu wenig geschult, zu unerfahren im Kampf."

„Und wo fehlt es heute?"

„Heute", sagte Philipp, „bin ich aus einem anderen Grunde hier. Ich möchte, daß ihr mich in die Partei aufnehmt."

Edi schwieg. Er stand auf und trat ans Fenster, blickte lange hinaus.

Dann wandte er sich um und sprach: „Wir kennen dich lang und gut, Philipp. Daß wir dich zum III. Parteitag nach Berlin delegiert haben, war eine Ehre und Anerkennung und eine Auszeichnung."

„Ich weiß es."

„Du hast gute Jugendarbeit geleistet. Du hast dich in der Gewerkschaftsarbeit bewährt. Das wissen wir.

Wir wissen auch, daß du treu mit der Klasse verbunden bist. Wir wissen, daß du mit Ernst und Eifer bestrebt bist, dir die Wissenschaft des Marxismus-Leninismus anzueignen, die wahre Anschauung der Welt, die unsere Anleitung zum Handeln ist. Zu manchem, der in unsere Reihen aufgenommen werden will, müssen wir von der Grundlage und Voraussetzung unseres Kampfes sprechen. Dir gegenüber brauche ich es nicht."

Er schwieg überlegend. Dann fuhr er fort: „Dies aber will ich dir sagen: Es genügt noch nicht, was du bis heute getan hast. Du mußt noch viel mehr lernen."

„Ich weiß es", antwortete Philipp. „Ich will mich bemühen."

„Du weißt", sagte Edi, „daß die Herrschenden in Westdeutschland Räubern und Mördern verzeihen können, niemals aber einem Kommunisten. Sie werden bei jedem versuchen, ihn zu bestechen. Wenn es ihnen nicht gelingt, werden sie ihn erbarmungslos bekämpfen. Bist du dir dessen bewußt?"

„Ich weiß es", antwortete Philipp.

„So frage ich dich: Weshalb willst du in die Kommunistische Partei eintreten?"

Er antwortete: „Ich weiß, daß nur die Kommunistische Partei die Interessen der Arbeiter vertritt. Ich weiß, daß sie die Führerin ist im Kampf um die Befreiung aller Werktätigen. Ich weiß, daß sie die Führerin ist im Kampf um die Befreiung und Einigung Deutschlands und um den Frieden. Ich bitte euch: Laßt mich mit euch kämpfen!"

Edi nickte und fragte: „Hast du den Kurzen Lehrgang der Geschichte der KPdSU (B) gelesen?"

Verlegen antwortete Philipp: „Ich habe erst damit begonnen."

„Studiere ihn eifrig! Vor allem: Lies aufmerksam und präge dir den Schwur ein, den Stalin am Grabe Lenins sprach! Das ist der Schwur, den jeder Kommunist in seinem Herzen und in seinen Gedanken trägt. – Eines will ich dich fragen: Wer zur Partei der Arbeiterklasse kommt, der reiht sich als Freiwilliger ein in die Armee, die für den Sozialismus kämpft. Was braucht eine Armee, um den Sieg zu erringen?"

Philipp überlegte. Er antwortete: „Sie braucht das Wissen, daß sie für die gerechte Sache kämpft."

„Das ist richtig. Was braucht sie noch?"

Philipp überlegte. Er antwortete: „Sie braucht Mut und Waffen. Unsere Waffe ist die beste. Es ist die Wahrheit, wie sie uns die Führer des Proletariats gelehrt haben."

„Das ist richtig. Was aber braucht sie noch?"

Philipp überlegte. Er schwieg.

„Ich will es dir sagen", sprach Edi. „Eine Armee, die siegen will, braucht die unbedingte, bedingungslose Disziplin."

„Ich weiß es", antwortete Philipp. „Ich bin dazu bereit."

Edi mahnte: „Überleg es dir genau! Wer zu uns kommt, der gehört der Partei mit Leib und Seele. Er ist ein Kämpfer, der an die Front oder ins Hinterland geschickt wird, wie es die Notwendigkeit

erfordert. Er unterwirft sich freiwillig der Parteidisziplin."

„Ich weiß es", antwortete Philipp. „Ich bin bereit. Mein Leben gehört der Partei. Ich will überall kämpfen, wohin sie mich stellt, und ich bitte, daß ihr mich aufnehmt und nicht zurückweist."

„So will ich dein Bürge sein", antwortete Edi.

Er war sein Bürge. Er war es auch, der ihm das Parteibuch der KPD überreichte. Feierlich war der Augenblick, als Philipp es zum ersten Male in den Händen hielt.

Als junger Genosse ist er in Berlin. Und sucht eifrig zu lernen, um daheim besser noch als zuvor den Kampf führen zu können.

Und doch ist ihm bei den Beratungen und Besprechungen, als müsse er schleunigst fort: zu Ortrud. Es ist ihm, als dürfe er keine Stunde versäumen, als sei jede Stunde der Trennung ein unwiederbringlicher Verlust.

Es ist der Glanz der Märztage. Es ist das helle Erwachen der Welt. Blüten öffnen sich weit in Schönheit und Fruchtbarkeit. Bienen schweben berauscht ins zukunftsträchtige Frühjahr, und da sie an junger Blume selig genießen, bereiten sie die Frucht, die in der Zukunft wachsen soll.

In diesen Tagen des Frühlings ist das Leben süßer und bitterer denn je. Zwei junge Menschen wollen zueinander, um sich niemals zu trennen. Aber der böse Wille, der Deutschland zerreißt, reißt auch sie voneinander. Mit Heimlichkeit und List müssen sie sich zwischen langen Monaten der Trennung das Glück weniger Tage erringen. In diese wenigen Tage pressen sie alles Glück der Welt hinein.

Der Abschied ist, als ob man ein Herz zerreiße. Nach seiner Rückkehr schreibt er (in der schamhaften Art dieser beiden, von Gefühlen zu sprechen): „Wie geht es übrigens Dir mit der Arbeit? Auch so schlecht wie mir? Meine Gedanken sind immer woanders. Kannst Du Dir denken wo? Ich nicht."

Ortrud hatte alle Vorbereitungen zum Studium an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät beendet. Die Prüfung war mit günstigem Ergebnis abgeschlossen worden. Aber sie muß ihre Pläne vorerst aufgeben: sie erwartet ein Kind.

In den ersten Tagen ist die Erkenntnis schwer für sie. In dieser Ungewißheit! Was soll werden?

Aber die Bestürzung weicht. Sie lebt ja nicht mehr in einem kapitalistischen Staat. Sie lebt in einem Lande, das die Angst vor der Zukunft nicht mehr kennt. Dieses Kind wird niemals Not leiden.

Kann man in Briefen von dem großen Ereignis sprechen? Man muß einander sehen, schnell wiedersehen. Irgendein neuer Weg muß gefunden werden, um ihm den Interzonenpaß zu verschaffen.

Eines Tages steht Philipp Müller in der Paßstelle in München. Er weist ein Telegramm von der „Sparte der Berufsboxer Westberlins" vor; er müsse dringend zur Boxveranstaltung in der Waldbühne kommen. Der Beamte blickt ihn von unten herauf an. Sieht eigentlich nicht wie ein Athlet aus, dieser schlanke junge Mann, überlegt er. Allerdings, kräftig und breitschultrig ist er, vielleicht stimmt es doch. Er nimmt den Antrag entgegen.

Ortrud hat noch keine Nachricht. Es war wohl doch zu gewagt, ihn als Boxer auszugeben.

Am Vorabend des 1. Mai wird sie mit zwei Kollegen in den Westberliner Stadtteil Tempelhof geschickt. Dort wird im Reichsbahnausbesserungswerk eine Maifeier veranstaltet. Weißensee ist zur Teilnahme eingeladen und hat diese Delegation entsandt. Aber die Feier kann nicht stattfinden: die Polizei des von Sozialdemokraten mitregierten Westberlins sprengt eine gewerkschaftliche Veranstaltung.

Also ist die Mission der Weißenseer beendet. „An diesem angebrochenen Abend nach Hause fahren? Unfug! Wir feiern allein!" So schlägt einer von Ortruds Begleitern vor. Und so geschieht es. Sie geraten in irgendein Lokal in der Friedrichstraße und sind fröhlich zusammen in Gedanken daran, wie schön im demokratischen Deutschland der Feiertag der Arbeit geworden ist. Ungewöhnlich spät in der Nacht kommt sie nach Hause – und findet ein Telegramm vor, das Philipps Ankunft in wenigen Stunden mitteilt. Sie hat gerade noch Zeit, sich ein wenig frisch zu machen, umzuziehen und zum Bahnhof zu fahren.

Er trifft in der Frühe des 1. Mai ein. Wenige Stunden später sitzt er auf dem großen Marx-Engels-Platz auf der Tribüne. Er ruft und winkt. Seine Augen trinken den Anblick einer Maidemonstration, wie er sie niemals erlebt hat. Hunderttausende ziehen vorbei, ein Meer von Fahnen, von Transparenten. Sie preisen den Frieden, die Deutsche Demokratische Republik, sie preisen das einige, unteilbare Deutschland. Unverbrüchliche Freundschaft mit der Sowjetunion, Freundschaft mit allen Völkern der Erde geloben sie, sie verkünden unversöhnlichen Kampf den Spaltern der Heimat, den Hetzern zum neuen Kriege. „Ami, go home!" „Fort mit Adenauer!", so flammen die Transparente. Tausendfältig tönen mit Instrumenten und Gesang die alten Kampflieder der Arbeiterklasse. Zwischendurch ziehen auf Wagen die Zeugnisse des Aufbaues, die Zeugnisse des siegreichen Fünfjahrplanes vorbei. Kann jemals ein Volk aufs neue den Imperialisten zum Opfer fallen, das auf solche herrliche Weise das Schicksal in die eigene Hand genommen hat – ein Volk, das solche Freunde besitzt wie dieses?

Kurz ist sein Aufenthalt in Berlin, reich ist er durch das Erlebnis des 1. Mai.

Reich ist sein Aufenthalt in Berlin durch die Begegnung mit Ortrud. Sie halten einander umfangen, und jeder Blick, jedes Wort ist eine Liebkosung.

Es ist das Glück der Jugend und der Liebe. Es ist das Glück, das inniger und reifer geworden ist durch den Gedanken an ein Ungeborenes, das ihnen gemeinsam gehört.

Ein reines Glück könnten sie erleben. Aber es ist wie ein Tag im April mit jagenden Wolken und Sonnenblicken, mit Hagelschlag und wärmendem Glanz.

Was soll werden? Philipp ist es, der immer wieder die Frage stellt und sie beantworten will. Aber

Ortrud weicht aus, sobald er zu sprechen beginnt. Es sind Tage, in denen der Körper sich reifend verwandelt. Da muß sie tief in sich hineinlauschen und ist manchmal wie entrückt. Von der Zukunft soll sie sprechen? Die Zukunft wächst in ihr selbst. Das erfüllt sie in jeder Stunde, und es ist genug.

Weiter mag sie nicht denken. Ihre gemeinsame Zukunft? „Unlösbar", glaubt sie.

Es gibt keine Entscheidung vor seiner Rückkehr nach München. Die Trennung ist schlimmer denn je.

Wieder spricht und drängt er in Briefen. Er will, daß sie jetzt heiraten, ohne erst den künftigen Sieg der deutschen Sache abzuwarten. Sie wehrt sich zunächst dagegen. Siebenhundert Kilometer, die harte, künstliche Ami-Grenze zwischen ihnen – was soll diese Heirat, die sie nicht vereinigen kann?

Aber sind sie nicht in Wahrheit vereint, auch wenn sie getrennt sind? Und das Kind – soll es nicht den Namen des Vaters tragen?

Da willigt sie ein. Diese Ehe soll das Gelöbnis künftiger Untrennbarkeit sein.

Zärtlich denken sie aneinander und an das kommende Glück. Aber die beiden, die Zwanzigjährigen, sind noch immer wie spielende Kinder, voll von Neckerei. Er schreibt ihr:

„Daß es ein Mädel wird, ist noch nicht unterschrieben. Überhaupt, wenn es ein Mädel wird, freut es mich genau so; aber ein Mädel, wie Du es bist – vielen Dank für Obst und Südfrüchte! Wenn ich dran denke, es wird so frech und vorlaut wie Du, hab' ich so 'nen Druck um die Magengegend."

Es ist nun einmal so, daß sich die Zärtlichkeit aus Furcht vor Sentimentalität im Spott versteckt.

Aber manchmal wird er sehr ernst. Er schreibt: „Es ist schon bald wirklich so, daß nicht die Tage und Wochen zählen, sondern die Stunden und Minuten."

Er ahnt nicht, wie dieses Wort wahr werden sollte.

Ein anderes Mal... Er denkt daran, wie schwer im gespalteten Deutschland ihre eigene Vereinigung ist. Wird es möglich sein, sie zu erreichen, bevor die Heimat wiedervereinigt ist? Wird er in seinen Armen das Kind halten dürfen, das er schon als Ungeborenes herzlich liebt? Trüber Gedanken voll, schreibt er:

„An ein Jahr später will ich gar nicht denken, denn da läuft mir's kalt über den Rücken, wenn ich daran denke, daß ich nicht bei Dir bleiben kann."

Dies schrieb Philipp Müller am 21. Mai 1951. Sein junges Leben endete am 11. Mai 1952.

Nicht leicht ist das Leben Philipps und Ortruds. Aber sie sind tapfere junge Menschen und bezwingen es.

Von Tag zu Tag wird der Kampf in Westdeutschland härter. Philipp steht seinen Mann. Einmal schreibt er: „Schlafen ist schon bald Luxus." Ein anderes Mal bemerkt er: „Haste Glück gehabt. Wäre die heutige Versammlung nicht verboten worden, so könntest bestimmt noch eine Woche auf einen Brief warten."

Der Terror gegen die Friedenskämpfer, gegen alle fortschrittlichen und demokratischen Organisationen verschärft sich im Adenauer-Bereich. Vor einiger Zeit hatten die Truman und Adenauer sich noch bemüht, eine Demokratie vorzutäuschen, jetzt zeigen sie immer weniger verhüllt ihre gesetzlose Gewaltherrschaft.

Während Philipp in Berlin den 1. Mai als Triumphtag der Arbeiterklasse feiert, prügelt in München die Polizei die Maidemonstration auseinander und verhaftet wahllos Männer und Frauen.

Und immer wieder kommt es zu solchen schändlichen Gewaltakten der Terrorpolizei. Waren sie früher vereinzelt gewesen, jetzt häufen sie sich.

Einmal schreibt Philipp: „Am Sonntag haben sie wieder einen von uns (nebenbei bemerkt fünfundsiebzig Prozent schwerbeschädigt) zusammengehauen, daß er erst nach Stunden, auf der Heimfahrt, zu sich gekommen ist. Aber bis jetzt habe ich noch Glück gehabt."

Er sucht die Gefahr nicht, aber er flieht sie auch nicht, wenn es nötig ist standzuhalten. Er ist umsichtig und mutig. Und nicht zu entmutigen.

So berichtet er von einer Protestaktion gegen den Naziverbrecher Veit Harlan. FDJ und Gewerkschafter sind beteiligt. Aber die Polizei geht zugunsten des Faschismus gegen die Demokraten vor. Wieder einmal gibt es „Beulen am Kopf", wie er schreibt. Er fährt fort: „Aber das macht nichts. Es gibt nämlich anschließend wunderbare Diskussionen über Demokratie und Diktatur. Du ahnst es

nicht, wie aufnahmefähig Köpfe sind, die ein paar Beulen zieren."

Dieser grimmige Humor, dieses mutige Standhalten kommt auch zum Ausdruck bei der Knebelung der demokratischen Presse. Er schreibt bayrisch-derb: „Das Verbot unserer Zeitung werdet Ihr ja durch Eure Presse schon erfahren haben. Aber die in Bonn können uns ja den Buckel runterrutschen."

Und wie die FDJ verboten wird, da läßt er den Kopf nicht etwa hängen. Er stellt in einem Briefe fest: „Sie hätten kein besseres Zeugnis von der Kraft der FDJ in Westdeutschland ausschreiben können. Jetzt wird uns erst bewußt, wie stark wir ihnen ins Handwerk pfuschen. Wenn sie in dem Augenblick, in dem sie offen an die Aufstellung der geplanten Verbände herangehen, die FDJ verbieten, so zeigt das, welche Angst sie haben, daß diese Organisation ihnen ihre Kriegsfackel aus der Hand reißen und ihre Pläne zerschlagen könnte. Aber trotzdem wird die FDJ mit anderen fortschrittlichen Parteien und Organisationen ihnen die Maske vom Gesicht reißen und ihre brutale Fratze in der Öffentlichkeit anprangern."

Es ist die Zeit vor den Weltfestspielen. Die westdeutsche Presse berichtet ohne Scham, welche Gewaltmaßnahmen ergriffen werden, um diesmal der Jugend des Westens den Weg nach Berlin zu versperren. Man sagt es ganz offen, daß jede Berührung mit dem Osten ansteckend sei. Wieso ist sie es?

Überall in der Deutschen Demokratischen Republik begann ein frohes Planen und Lernen. Überall ruft man die Künstler in die Betriebe und bittet um ihre Hilfe. In schönen Kulturräumen werden Lieder und Tänze geübt, bereiten sich die Laienmusiker vor. Die Jugend hat stolze Wochen und Monate der Vorbereitung, und der ganze Betrieb, Alte und Junge, die ganze Stadt, das ganze Land nehmen an der Vorbereitung der Jugend Anteil.

Auch in Westdeutschland plant und probt die Jugend. Aber dort geschieht es auf andere Weise.

Nach der Arbeitszeit wandert Philipp Müller hinaus, irgendwo ins Grüne, mit drei oder vier Freunden. An einsamer Stelle machen sie halt und warten. Nach und nach treffen in Abständen Grüppchen von Jungen und Mädchen ein. Man ist zusammen, man

kann anfangen zu proben: Schuhplattler, Jodler, Volkstänze. Das alles ist sehr einfach, und rasch muß die Verständigung gehen. Man hat kein Geld für Kostüme und Ausstattung, keine Zeit für lange Proben. Zuweilen trifft man sich mit einer kleinen Schar heimlich in Wohnungen, meistens draußen vor der Stadt oder sonntags an einer einsamen Berghütte. Sogar das Singen und Tanzen ist illegal geworden im Herrschaftsbereich der „Hohen Kommissare“.

Ende Juli geht es illegal über die Zonengrenze. Die Adenauerpolizei hat einen Sperrgürtel errichtet, um die Jugend abzufangen. Es ist beinahe ein Kampfgebiet des Krieges. Aber die Münchener Kulturgruppe kommt ungesehen auf Schleichwegen ins freie Deutschland.

Die jungen Bayern wohnen in Grünau, der heiteren Vorstadt Berlins. Vor den weiten Fenstern fließt breit und blitzend die Dahme, jenseits prangt das Grün der Uferbäume, der Kiefernwälder, auf dem Wasser ziehen in langen Zügen die Lastkähne vorbei, wimmelt es von Sport- und Vergnügungsbooten. Wer es sieht, der weiß, was Frieden heißt und was er verteidigen muß.

Aber die Münchener haben nicht Zeit für idyllisches Schauen. Bald werden die Weltfestspiele beginnen, da muß man in Ehren bestehen. Wenn man auftritt, dann ist es ein Bekenntnis zur deutschen Volkskunst, zur deutschen Einheit. Man hatte so wenig Möglichkeit zu proben, jetzt muß man fleißig nachholen.

Aber natürlich muß man von Zeit zu Zeit aus dem Hause über die Wiese ins Wasser rennen, muß schwimmen und tauchen. Und turnen muß man und spielen und Schabernack treiben. Man ist doch jung und gesund und fröhlich.

Man lebt ein abgeschlossenes Leben draußen vor Berlin, vor diesem Berlin, das sich Tag für Tag wandelt, das zur Stadt der Jugend, zur Weltstadt des Friedens wird.

Sie kommen. Niemand kann sie hindern. Sie kommen, die jungen Friedenskämpfer der ganzen Welt. Die blonden Skandinavier und die dunklen Italiener, die Mongolen aus ihrer freien Berg- und Steppenweite und die Freunde aus dem sonnenglühenden, menschenwimmelnden Indien. Auf wochenlangem Wege treffen die Australier ein, Tibet schickt seinen Friedensboten hinab vom Dache der Welt. Es flattern die seidenen Banner des befreiten Chinas, es kommen die leidgeprüften, tapferen Kämpfer aus Korea, aus Vietnam, aus Indonesien. Brüderlich vereint geht die unterdrückte Jugend der kolonialen Gebiete mit der unterdrückten Jugend der unterdrückenden Staaten.

Der Komsomol, der stolze, mutige, die Hoffnung und das Vorbild der Weltjugend, zieht mit Fahnen und Lied in das jubeldurchtoste Stadion ein.

Ortrud ist unter den Jubelnden, unter denen, die in dieser Stunde fühlen: Das Leben ist groß und ist

schön. Schön ist der Flug der Taube, schön ist die Welt, schön ist der Kampf und der kommende Sieg.

Philipp ist unter den zwei Millionen deutscher Friedenskämpfer, die am 12. August des Jahres 1951 in Berlin dem Kampf um den Frieden unverbrüchliche Treue bis zum Tode schwören. Er wird diesen Schwur halten.

Alle Sprachen der Welt auf allen Straßen Berlins. Lieder aller Nationen auf allen Plätzen Berlins. Froher Wettkampf des Sportes überall in Berlin. Und es bringen in Saal und Park und mitten im brausenden Verkehr Freunde aus allen Ländern die köstlichen Früchte der Kultur dar.

Philipp und Ortrud sehen sich wenig und hastig in diesen Tagen der Weltfestspiele. Philipp gehört ja der Münchener Kulturgruppe an, und sie muß jeden Tag, von Freundschaft umrauscht, mit Liedern und Tänzen von der Unteilbarkeit der Nation Zeugnis ablegen.

Wenn die beiden später davon berichten, dann sagen sie lächelnd: „Wir fanden kaum Zeit für die Trauung."

Es soll aber dieses Fest der Jugend zugleich das Fest ihrer Gemeinsamkeit sein.

Am 17. August abends erhält Philipp „Urlaub". Er bleibt in Weißensee. Am Morgen trifft sich eine kleine Schar junger Menschen im Standesamt Weißensee. Sie alle tragen das blaue Hemd der Freien Deutschen Jugend. Es ist eine feierliche Stunde,

aber frische, junge Menschen halten nichts davon, die Feierlichkeit öffentlich zur Schau zu stellen. Sie scherzen und lachen, als handele es sich um irgendeinen Gruppenabend. Heißt das, daß sie die Stunde leichtfertig mißachten? Gewiß nicht.

Im letzten Augenblick gibt es noch einen Zwischenfall. Der eine Trauzeuge, pünktlich zur Stelle, ist ein Freund aus Weißensee, der andere sollte ein Freund aus Neuaubing sein. Man erwartet ihn aus dem Quartier der Kulturgruppe in Grünau. Aber er trifft nicht ein. Was soll man tun? Schnell wird nach einem Ersatz geschickt, man holt ihn von Ortruds Arbeitsstätte. Endlich kann man beginnen – da kommt keuchend vor Eile der „Vermißte" an; er hat sich im Gewühl der Weltfestspiele verspätet. Nun kann er den Ersatz ersetzen.

Schlichte, herzliche Worte spricht der Standesbeamte zu Ortrud und Philipp. Er spricht davon, daß eine Grenze mitten durch das Herz Deutschlands gezogen ist. Eine Grenze, die zwei Liebende scheidet. Aber ihrer beider Arbeit und Kampf wird es erwirken, daß diese Grenze fällt. Deutschland wird eins sein, vereint sein werden Ortrud und Philipp.

Deutschland wird eins sein. Dafür kämpfen Philipp und Ortrud. Aber Philipp wird den Tag nicht erleben.

Auf den Straßen ziehen die Massen, ist fröhliche Ruhelosigkeit. In Ortruds kleinem Zimmer sind die jungen Freunde zusammen zur Hochzeitsfeier. Denn eine Feier muß sein... auch wenn man sich

das Geschirr überall zusammenbetteln muß, auch wenn man nicht viel Geld hat und sich keinen Luxus leisten kann. Ortruds Sorge ist es: Ob alles reicht? Die jungen Gäste merken es wohl und machen sich eine diebische Freude daraus, sich zu beklagen, daß sie noch Hunger und Durst hätten und daß man sie darben ließe. Aber dann trösten sie die junge Ehefrau: Man komme doch nicht zusammen, um sich vollzuessen und vollzutrinken! Und es wird ein fröhlicher Abend. Man lacht, man hänselt einander und neckt das junge Paar, man bringt es sogar fertig, in dieser Enge zu tanzen. Freie Deutsche Jugend – und sollte es nicht verstehen, Feste zu feiern?

Wenig Zeit bleibt den beiden. Schon am nächsten Tage muß Philipp zu seiner Kulturgruppe zurück. Es ist der 19. August 1951, der Tag des Abschlusses der III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten für den Frieden in Berlin. Am späten Abend auf dem Marx-Engels-Platz hebt die Jugend aus mehr als hundert Ländern der Erde schwörend die Hand.

„Wir, Teilnehmer der Weltfestspiele, die die Gefahr erkennen, die die Menschheit bedroht, und uns unserer Verantwortung im gemeinsamen Kampf der Völker für den Frieden bewußt sind, leisten im Namen von Dutzenden Millionen friedliebender Jugendlicher aller Länder den feierlichen Schwur:

alle unsere Kräfte im Kampfe einzusetzen,
um einen neuen Krieg zu verhindern;

die Pläne der Feinde des Friedens und der
Menschheit zu entlarven und zum Scheitern zu
bringen;

gegen das Wettrüsten anzukämpfen und für
die Verbesserung der Lebensbedingungen der
Jugend einzutreten;

die Freundschaft und die friedliche Zusammenarbeit
der Völker und der Jugend aller Länder
zu verstärken;

unsere Einheit im Friedenskampfe zu erhalten,
zu festigen und zu erweitern, diese Einheit,
die ihren großartigsten Ausdruck in unseren
Weltfestspielen gefunden hat;

weitere Millionen Jungen und Mädchen in diesen
aktiven Kampf einzubeziehen.

Wir schwören, alle unsere Kräfte für die Kampagne
zum Abschluß eines Friedensvertrages
der fünf Großmächte einzusetzen, der die
Grundlage für das friedliche Nebeneinanderleben
der Völker schaffen wird.
In dieser feierlichen Stunde leisten wir den Schwur,
der Sache des Friedens treu zu bleiben.“

Das ist der Schwur der Jugend der Welt. Das ist der Schwur, den Millionen halten. Um der Sache des Friedens willen wächst mit allen Kräften des Volkes das neue Berlin aus Trümmern empor. Um

der Sache des Friedens willen flammen die Hochöfen, fahren die Schiffe, lernen Schüler und Studenten, forschen Gelehrte, halten die Volkspolizisten das Gewehr in der Hand.

Um der Sache des Friedens willen demonstrieren und streiken Werktätige Westdeutschlands gegen Adenauers Kriegspolitik.

Um der Sache des Friedens willen wird Philipp Müller sein junges Leben hingeben. Er wird bis zum letzten Atemzug dem Eid der Weltfestspiele treu bleiben.

Schön ist es, wenn zwei junge Menschen nach der Trauung gemeinsam hinausfahren, um sich am Schimmer der Welt zu freuen. Schön ist es, die gemeinsame Wohnung, das gemeinsame Leben einzurichten. Ortrud und Philipp ist solches Glück nicht beschieden. Ihre Ehe ist ein Opfer der Spaltung Deutschlands. Zur Hochzeitsfeier hatten sie die Freunde mit den launigen Worten aufgefordert: „Zur Verbindung zwischen Ost und West laden wir Sie ein."

Aber diese Verbindung zwischen Ost und West ist nicht Wirklichkeit, man muß sie erkämpfen.

Wieder einmal heißt es scheiden. In der Frühe des Mittwochs trennen sie sich, er kehrt zu seiner Gruppe zurück, mit der er abfahren soll.

Am Donnerstagabend kommt sie nach der Arbeit in ihr Zimmer zurück. Sie denkt an ihren Fips: Ob er gut über die Zonengrenze gekommen, ob er gut in München angekommen ist?

Da steht er plötzlich vor ihr.

Das kommt im ersten Augenblick so unerwartet, daß sie zusammenschrickt. Wie er es sieht, beginnt er zu lachen, laut und schallend. Und sie, in ihrer

Verwirrung, gibt ihm eine Ohrfeige. Ist er gekränkt? Durchaus nicht. Er lacht erst recht los und hänselt sie, wie das so die Art ist zwischen den beiden.

Sie sind glücklich, noch einmal zusammen zu sein. Der Reiseplan ist nämlich geändert: Die Münchener Kulturgruppe kehrt noch nicht sofort in den Heimatort zurück. Sie macht eine Fahrt durch die Länder der Deutschen Demokratischen Republik. Zu Beginn dieser Fahrt, am nächsten Morgen, heißt es noch einmal, und nun endgültig für dieses Mal, voneinander Abschied zu nehmen.

Vierzehn Tage geht die Reise durch das freie, das demokratische Deutschland. Vierzehn Tage einer einzigen, herrlichen Verbrüderung. Auf großen Plätzen und in großen Sälen treten die Westdeutschen auf und singen Lieder ihrer engeren Heimat und tanzen Tänze, wie sie das Volk bei ihnen daheim tanzt. Es ist kaum faßbar für sie, daß überall Tausende kommen, um sie zu sehen und zu hören. Nirgends im Westen träfe man auf eine solche allgemeine Teilnahme an der Volkskunst; daß sie hier zu finden ist, zeigt den Gästen, was es für die Kultur der Massen bedeutet, wenn sie selbst die Herrscher und nicht mehr die Beherrschten sind – wie sich in einer freien Gesellschaft die Kunst des Volkes frei entfaltet.

Sie treten in herrlichen Kulturhäusern großer Betriebe auf. Daß es das gibt – Kulturhäuser! Nicht einmal das Wort ist ihnen geläufig. In welcher Fabrik im Westen wäre ein Saal für Theater und

Konzerte? Wo gäbe es Klubräume für Arbeiter? Das ist ja eine andere Welt!

Tief ergreift sie die Teilnahme all dieser Tausende von Werktätigen an ihrem Auftreten. Sie gilt der Freude an der Volkskunst, sie ist eine Kundgebung der unverbrüchlichen Verbundenheit über alle Zonengrenzen hinweg. Diese Freunde aus Brandenburg, aus Sachsen, aus Thüringen danken den Westdeutschen, daß sie trotz Verbot und Behinderung zu ihnen gekommen sind.

Man überschüttet die Volkskünstler mit Geschenken: mit Werken der Arbeit, mit Büchern, mit Fahnen, mit Blumen. Junge Pioniere stürmen am Schluß des Konzertes das Podium, um die Freunde aus dem Westen der Heimat zu umarmen.

In Riesa haben sie ein besonderes Erlebnis. Unter der Menge, die ihnen auf dem großen Platz zusieht, entdecken sie eine Gruppe von Sowjetbürgern. Als nun am Ende des Abends die Westdeutschen von der Menge mit Blumen überschüttet werden, da gehen sie auf die sowjetischen Freunde zu und bringen ihnen die Sträuße dar – als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung für die große Sowjetunion.

Ein sowjetischer Major sagt ihnen: „Zu euch haben wir Vertrauen. Ihr werdet kämpfen, damit es keinen neuen Krieg gibt!“

In Lübben sitzen die Republikfahrer nach ihrem Auftreten mit Männern und Frauen der Volkspolizei zusammen. Das ist schön. Es ist schön, zu wissen, daß es eine Volkspolizei gibt – aus dem Volke

und für das Volk. Jugend, die den Besitz und die Herrschaft des Volkes schützt.

An diese Begegnung müssen sie beim Übertritt über die Zonengrenze denken. Sie werden von Uniformierten angehalten – aber das ist keine Volkspolizei. Man raubt ihnen die Bücher, die blauen Hemden, sogar die Musikinstrumente. Man notiert ihre Namen, um sie den Feinden des Volkes anzugeben.

Philipp Müller erfährt, was es heißt, für Deutschland und für den Frieden zu sein. Weil er an den Weltfestspielen teilgenommen hat, wird er sofort nach seiner Rückkehr aus dem Eisenbahnausbesserungswerk Neuaubing entlassen. Arbeitslos!

Er wollte Ortrud, die sich um ihn sorgt (hat doch die Adenauerpolizei Jugendliche an der Zonengrenze niedergeschossen!), sofort nach der Heimkehr Nachricht geben. Jetzt schreibt er: „Du mußt entschuldigen, daß ich nicht telegraphiert habe, aber es fehlte das Geld dazu."

Es ist bitter, ohne Geld, ohne Arbeit zu sein. Bitter, deshalb noch Vorwürfe von den Schwestern zu hören. Aber er weiß, daß diese Arbeitslosigkeit kein Schicksal ist, sondern ein Teil des Kampfes um den Frieden und um Deutschland. Er läßt nicht nach im Kampf.

Im Oktober gelingt es ihm nach vielen Mühen, in einem kleinen Privatbetrieb wieder Arbeit zu bekommen. Ortrud erhält einen Brief von ihm, der zeigt, wie der Kampf gegen die westlichen Kriegsvorbereitungen weitergeht. Er schreibt:

„Am Sonntag hatten wir eine Kundgebung im Zirkus Krone, einberufen vom ‚Ausschuß zur Verhinderung der Rekrutierung junger Deutscher'. Sie wurde verboten. Darauf übernahm die KPD die Einberufung. Als Teilnehmer waren Kriminal- und zweihundert Mann Stadtpolizei erschienen. Da man aber soviel Rede- und Versammlungsfreiheit nicht zeigen wollte, sperrte man die Polizisten bis zum eventuellen Gebrauch in den Elefantenstall (im Gegensatz zu einer früheren Versammlung, wo man sie in den Herren- und Damentoiletten unterbrachte). Da aber, wenn die Hüter der Ruhe und Ordnung selber eingesperrt sind (Unruhen gibt es nur immer, wenn sie frei herumlaufen), alles völlig ruhig abläuft, brauchten ihre Demokratisierungsknüppel nicht in Aktion zu treten. Aber das Schönste kam erst nachher. Etwa zweihundert bis dreihundert Meter vom Eingang weg stellten wir uns zum Demonstrationszug auf. Fackelzug zum Hauptbahnhof mit Sprechchören und Singen der Internationale, Auflösung am Bahnhofsplatz. Während der Auflösung kam die Polizei mit zwei Einsatzwagen und der ‚grünen Minna', konnte aber, soviel mir bekannt ist, keinen erwischen. Das Schönste war aber, als Spaziergänger später die Meinung der Polizisten zu hören. Ich höre heute noch den Offizier stöhnen: ‚Die Blamage, die Blamage. Zweihundert Mann abgestellt und dann so was!' Ich wäre bald geplatzt.

Sehe gerade wieder die Bilder vom 1. Mai und Befreiungstag, die Du mir geschickt hast, wo die

Polizei den reibungslosen Ablauf der Demonstration sichert. Kommentar überflüssig."

Die klaren, ermutigenden, wahrhaft nationalen Bemühungen der Deutschen Demokratischen Republik, um der Heimat endlich den Frieden zu geben, endlich das brüderliche Sichwiederfinden, die nationale Selbständigkeit – diese Vorschläge und ihre tiefen Wirkungen auf Millionen in Westdeutschland sind für Philipp Müller in seinem heißen Kampf eine große Ermutigung. Das richtungweisende und helfende Wort der Sowjetunion empfindet er, wie ein Bergsteiger im schwierigen Gelände eine helfende Hand empfindet. Mit verachtender Empörung begegnet er den Winkelzügen, mit denen die Adenauer und Ollenhauer die Einigung der Deutschen hintertreiben wollen.

Er weiß, daß es jetzt gilt, die Aufklärung und den Kampf noch zu verstärken. Tagsüber arbeitet er im Betrieb und leistet auch dort gewerkschaftliche, politische und Jugendarbeit – abends sind Versammlungen, Beratungen, Treffen der Jugend, Kulturarbeit. Und nachts geht Philipp mit dem Farbtopf auf die Straße und malt, ständig von Entdeckung und Verhaftung bedroht, Losungen an die Mauer:

„Ami, go home!" „Weg mit Adenauer!" „Keine Söldnerdienste!" „Kämpft für den Frieden".

Irgendwann und irgendwo findet er dabei noch die Zeit zum Lesen und Lernen. Wann findet er die Zeit zum Schlafen?

Tagsüber arbeitet er im Betrieb. Der Lohn ist gering, die Preise steigen unerhört. Aber trotz seines geringen Einkommens spart er mit eiserner Energie. Es ist schön, Groschen auf Groschen zu legen und dann in ein Geschäft zu gehen. Die Verkäuferin sieht den Jungen erstaunt an; das kommt wohl selten vor, daß solch ein Kunde Windeln, Jäckchen und Strampelhöschen kauft.

Für Ortrud ist der beginnende Winter schwer. Schwer sind für jede werdende Mutter die letzten Wochen. Schön sind sie auch. Welches Glück, im Leibe das Leben zu spüren!

Aber es ist schwer, in dieser Zeit allein zu sein.

Doch ist sie nicht ganz allein. Sie lebt ja in einer Gemeinschaft der Freunde, und diese Gemeinschaft ist wie ein weiches, wärmendes Tuch.

Vier Tage vor Weihnachten geht sie in die Klinik und bringt ein Kind zur Welt: den kleinen Joachim.

Kein Wort kommt in dieser schweren Stunde vom Vater des Kindes zu ihr. Sie ist sehr einsam in ihrer Not.

Philipp konnte nicht Nachricht geben. Er wartet voller Ungeduld auf den Interzonenpaß. Daß es das gibt, mitten in Deutschland, eine Grenze, durch Menschen errichtet, die jenseits eines Weltmeeres, in einem anderen Erdteil wohnen!

Die beiden hatten errechnet, daß das Kind am 22. Dezember zur Welt kommen würde. Philipp ist jung und unerfahren. Er meint, es müsse pünktlich an diesem Tage sein.

Also gerade zum richtigen Termin! So denkt er, wie er in der Frühe des 22. in Berlin ankommt. Mit seinem Koffer voll Babywäsche fährt er nach Weißensee hinaus. Und trifft Ortrud zu seiner Bestürzung nicht an. Und hört von der Wirtin, daß das Kind schon vor zwei Tagen geboren wurde und daß die Geburt schwer war.

Er sagt kein Wort mehr. Mit seinen langen Beinen stürzt er die Treppe hinab auf die Straße und rennt in die Klinik. Was sie ihm dort erzählen, das versteht er überhaupt nicht. Sie müssen ihm sogar zweimal die Zimmernummer wiederholen; in seiner Fassungslosigkeit bildet er sich ein, Ortrud sei tot oder liege im Sterben.

Da liegt sie und sieht ihn strahlend an – eine junge, glückliche Mutter.

Und da hat er ein winziges Etwas in seinen ungeschickten Armen. Ein Etwas mit zwei großen, hellen Augen, mit einer brünetten Haut, einem seltsam kleinen Näschen, mit winzigen Händchen, puppenkleinen Fingerchen, die ziellos durch die Luft fahren.

Es ist unfaßbar – man könnte lachen und weinen zugleich –, daß dies ein neugeschenktes Leben ist, Ortrud und Philipp geschenkt, ein winziger Mensch mit klopfendem Herzen, hilflos – und dazu bestimmt, in die Welt hineinzuwachsen und diese Welt umzuformen.

Wie ist es möglich, daß man im ersten Augenblick des Schauens so voll heißer Liebe zu einem Säugling sein kann?

Man muß ihm den kleinen Achim aus den Armen nehmen. Er kann sich von seinem Kinde nicht trennen.

Täglich ist er in der Klinik bei Ortrud, bei ihrem Kinde. Es ist ein tiefes Glück.

Weihnachten ist er bei Freunden. Das ist ein Abend, der fröhlich beginnt, aber beinahe in schwerer Mißstimmung geendet hätte. Der Vater des Gastgebers macht eine Bemerkung, daß doch dieses oder jenes im Westen nicht schlecht sein möge, nach gewissen Meldungen, die der Rias gesendet habe.

Da braust Philipp mit größter Heftigkeit auf. Er kann überhaupt nicht verstehen, daß es im demokratischen Sektor Berlins Menschen gibt, die den amerikanischen Hetzsender hören. „Unterhält man sich denn mit Verbrechern", fragt er, „die einen ausplündern und in den Tod hetzen wollen? Man weiß doch, wie sie lügen – hört man denn ihre Lügen an? Man weiß doch, daß jedes ihrer Worte Gift ist – vergiftet man sich denn freiwillig selbst?"

Die Freunde möchten ihn beruhigen; der Abend hat doch so harmonisch begonnen. Aber da gibt es für ihn kein Vertuschen. Er weiß es doch am besten, was das heißt, unter amerikanischer Herrschaft zu stehen. Sein ganzes junges Leben gibt er hin für den Kampf um die nationale Freiheit – und hier, wo man sie durch die Kraft der Werktätigen und durch die herrliche Hilfe der Sowjetunion hat, hier wirft man Blicke ins feindliche Lager?

„Ihr wißt ja gar nicht, was ihr besitzt!" ruft er aus.



Es kommt der Tag, an dem er Ortrud und den Kleinen nach Hause holen kann – in ihr kleines möbliertes Zimmer. Silvester ist es, der letzte Tag des Jahres 1951. Ein neues Jahr beginnt. Es wird ein Jahr des Kampfes sein – es soll ein Jahr des friedlichen Sieges werden.

Philipp hat eine junge Frau und hat nun ein Kind. Und doch ist es noch einmal so, daß er aus der Ferne zu Besuch gekommen ist. So soll, so muß es zum letzten Male sein! Darüber reden sie lange.

Schön wäre es, wenn Philipp nach Berlin kommen könnte. Hier arbeiten, hier wirken – als Gewerkschafter, als Genosse. Die Jugendarbeit würde ihm hier noch größere Freude bereiten als „drüben". „Weißt du", sagt er zu Ortrud, „die FDJ hier ist herrlich. Sie ist viel, viel weiter als wir – beim Lernen, auch in der Volkskunst. Aber weißt du, was ich ihnen beibringen möchte? Vergnügt sein und feiern! Und dann das Wandern! Es gibt bei euch hier viel zuviel Stubenhocker! Die wissen gar nicht, wie schön das Laufen und das Schwimmen und das Kraxeln und das Paddeln ist! Die muß man mal ordentlich aufrütteln, damit sie richtig jung sind!"

Wenn er hier lebte – er würde zuerst in seinem Beruf arbeiten. Aber später möchte er zur Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, möchte Maschinenbau studieren.

Aber vielleicht kommt er nicht nach Berlin, vielleicht kommt sie nach München? Er wird doch drüben im Westen gebraucht.

Ortrud nach München? Ja, wäre sie allein. Aber da ist doch der Kleine. Der darf nicht Not leiden. Wo und wie sollen sie wohnen? Wie sollen sie ihren Liebling versorgen? Philipps Lohn reicht doch nicht aus, und wie sollte Ortrud Arbeit bekommen bei dieser westdeutschen Arbeitslosigkeit?

Sie wollen zusammenkommen. Wäre das ein Problem in einem ungeteilten Deutschland? Aber Amerika hat seine Klauen in den Leib Deutschlands geschlagen; von diesen Krallen zerrissen ist das deutsche Land, die deutsche Wirtschaft, die deutsche Kultur – ist Ortruds und Philipps Ehe.

Ungewiß liegt die Zukunft vor ihnen in der Stunde des Abschieds.

Es ist Mitte Januar, und er kann nicht länger mehr bleiben.

Um vier Uhr morgens stehen sie auf. Er steigt noch im Dunkeln in den Keller und holt Kohlen, damit sie sich dabei in den nächsten Tagen nicht anzustrengen braucht.

Dann steht er zum letzten Male an Achims Bettchen. Der Kleine schläft so süß. Im Schlaf bewegt er ganz leise die Lippen, als ob er sauge. Wie schwer ist es, sich von dem Kinde zu trennen!

Es ist kalt und dunkel, während Philipp und Ortrud an der Haustür voneinander Abschied nehmen, den schwersten Abschied ihrer jungen Gemeinsamkeit.

Sie hört seinen Schritt verklingen und ahnt nicht, daß sie ihn nie wieder hören soll.

Dunkel beginnt das Jahr 1952 – mit lastenden Wolken und heftigen Stürmen, mit starrer Kälte und mit kurzen bleichen Tagen, langen, düsteren Nächten.

Dunkel beginnt das Jahr 1952. Ein junger Mensch, sehnsüchtig nach der Fülle des Lebens – aber der Frost hat es in Fesseln geschlagen – ein junger Mensch, er hat Frau und Kind, aber sie sind in der Ferne.

Sie wollen, sie müssen zusammenkommen. Immer wieder sprechen die Briefe davon, sehnsüchtige Briefe, die in so schneller Folge kommen wie nie zuvor.

Zusammen in München? Zusammen in Berlin?

Im April wird er wieder arbeitslos; die wachsende Krise, ein Gewinn nur für die Großen, die Kriegsproduzenten, hat dem kleinen Betrieb, in dem er Arbeit gefunden hatte, den Garaus gemacht. Wie sollte Philipp jetzt, ohne Geld, ohne Aussicht auf andere Arbeit (denn er ist ja ein Gezeichneter, ein Kommunist, ein Friedenskämpfer), wie sollte er Frau und Kind ernähren können?

Zusammen in Berlin? Da wären alle persönlichen Probleme gelöst, und der junge, politisch klare, beruflich fähige Philipp könnte sich voll entfalten.

Sie sprechen von der Übersiedlung.

Doch wie schrieb er einmal?

„Es ginge bestimmt zu machen, aber wenn man bedenkt, daß die politische Lage immer ernster und angespannter wird, ist mir nicht ganz wohl dabei. Jetzt, da die Arbeit immer schwieriger wird, darum jede Kraft eingesetzt werden muß, kann ich doch unmöglich von hier fortgehen."

Unablässig sind die Gedanken des jungen Vaters bei seinem Kinde, bei diesem Kleinen, den er nur in den ersten drei Wochen seines Lebens gesehen hat, an dessen kräftigem Werden er nur aus der Ferne teilhaben kann. Ihre Briefe sprechen unaufhörlich davon – von dem „Süßen", von dem „Zwiebelprinz", wie sie ihn mit einem elternhaft närrischen Kosewort nennen.

Philipp schreibt: „Wenn Du mir beim nächsten Brief nicht mindestens zwei Seiten von Zwiebelprinz schreibst, was er die ganze Zeit treibt, dann kannst Du was erleben."

„Du hast keine Ahnung, wie ich auf einen Brief gewartet habe. Die letzten Tage war ich, laut Aussage der anderen, nicht mehr zu genießen. Aber jetzt ist alles wieder in Ordnung. Von dem Bild sind alle begeistert. Von Dir wie von dem Kleinen. Aber das Bild ist auch wirklich gelungen. Ich könnte es stundenlang anschauen."

„Daß ich den Kleinen nicht tragen kann, ist furchtbar. Lieber alle Tage mitten bei der Nacht in die kalte Küche raus oder Windeln spülen, aufhängen usw., wenn ich nur bei ihm sein könnte."

„Es ist scheußlich, immer bloß zu lesen, was der Kleine macht, und ihn selber nicht sehen können. Ich konnte es vorher schon nie erwarten, bis ich zu Dir raufkommen konnte, aber seit der Kleine da ist, ist es noch schlimmer. Das Lachen von ihm möchte ich auch mal sehen. Das Bild möchte ich ja auch gern sehen, wenn Du ihn mit dem Löffel fütterst."

„Es ist noch nicht aufgehoben, daß Du vom Süßen mindestens zwei Seiten schreiben sollst. Nach oben ist keine Grenze gesetzt, und wenn Du ein ganzes Buch schreiben würdest. Wirst ja wohl nicht eifersüchtig auf ihn sein oder Dich zurückgesetzt fühlen. Außerdem ist er ja auch ein Stück von Dir."

Indessen hat Ortrud wieder zu arbeiten angefangen. Sie muß den kleinen Achim fortgeben. Der Plan war, ihn in der Kinderkrippe in Weißensee unterzubringen, aber das geht zunächst nicht, weil Keuchhusten ausgebrochen ist. Sie muß ihn nach Köpenick in ein Tagesheim bringen und hat ihn nur zum Wochenende zu Haus. (Später erst darf sie das Kind wieder bei sich haben, es von der Krippe in Weißensee abholen, wenn sie von der Arbeit kommt, für den Kleinen sorgen, sich über ihn freuen.) Die Trennung fällt ihr sehr schwer.

Vor einem Jahr gedachte sie zu studieren. Jetzt haben sich ihre Pläne geändert: Sie möchte zur

Kreisparteischule. Denn das politische Wissen ist doch die Grundlage für den gewaltigen Aufbau in der Deutschen Demokratischen Republik. Das politische Wissen ist die Grundlage für den mächtigen Kampf, der geführt wird, um den Brandstiftern des Krieges die Lunte aus der Hand zu schlagen. Sie schreibt Philipp von ihren Gedanken, aber auch davon, daß sie nicht zu verwirklichen seien. Sie ist doch Mutter, eine junge, verliebte, sorgende Mutter und kann das Kind nicht allein lassen.

Er antwortet: „Wenn ich hochkommen kann, dann werde ich den Süßen übernehmen (ob Du das glaubst oder nicht, habe beim letztenmal auch allerhand gemacht, und schlimmer kann's nicht mehr kommen), und Du kannst zur Schule gehen."

Es ist ein bitteres Leben in Neuaubing. Aber weder die großen Sorgen noch die Beschwernis des Alltags können den jungen Kämpfer hindern, alle Kraft für die Sache einzusetzen, der er Treue geschworen hat. Er kennt keine Rücksicht auf sich. Einmal gesteht er in einem Briefe: „Zuerst soviel Schnee, und dann das Tauwetter. Da ist es kein Vergnügen mehr, um Mitternacht und noch später von Versammlungen, Sitzungen mit dem Rad heimzugondeln mit nassen und kalten Füßen. Am nächsten Morgen wieder um sechs Uhr per Rad zur Arbeit." Aber Beschwernisse können ihn nicht abschrecken. Auch durch Schwierigkeiten zu Hause wird er nicht mehr beirrt. Seine Schwestern geben schon zu, daß er mit seinen Anschauungen recht

hat, daß die Herrschenden in Westdeutschland den Krieg vorbereiten, daß die Amis Deutschland ausbeuten und spalten. Das hat er ihnen in streitbaren Diskussionen klargemacht. Aber es gelingt ihm nicht, sie davon zu überzeugen, daß man dagegen etwas tun muß. „Hat doch keinen Zweck!" erklären sie resigniert. Er ärgert sich. Ärgert sich auch über sich selbst: daß er Fremde so gut überzeugen kann, aber die eigenen Geschwister nicht. Sicher liegt es auch an ihm. Es ist ja oft so, daß man gerade die nächsten Angehörigen am wenigsten zu gewinnen vermag.

Seine erneute Arbeitslosigkeit macht es ihm noch schwerer. Er bekommt keine Unterstützung, und das wirkt sich auf die ganze Familie aus. Weshalb diese Verschlechterung? Weil er sich um die Politik kümmert, das ist doch klar. Sie verstehen noch nicht, daß man das Schlechtere auf sich nehmen muß, um das Bessere zu erreichen. Sie verstehen noch nicht, daß man mit dem Erdulden nur dem Schlimmeren den Weg bereitet. Er aber weiß es. Er weiß, daß sein Opfer den Sieg in der Zukunft erringen hilft.

In dieser Zeit der Arbeitslosigkeit geht er oft in der Frühe fort und kommt erst nachts nach Haus. Er verzichtet auf das Essen, um die Familie nicht zu belasten. Kein Geld in der Tasche, keine Aussicht auf Arbeit. Er hat einen Streik organisiert, um vor dem Zusammenbruch der Firma die Zahlung rückständiger Löhne zu erzwingen. Dieses Streiken muß bestraft werden!

Dunkel beginnt das Jahr 1952. Die Hetzer von Bonn triumphieren. Sie verbieten demokratische Organisationen, verbieten Versammlungen, Zeitungen, Plakate. Sie werfen Friedenskämpfer in die Gefängnisse, befreien Kriegsverbrecher, machen ihre „Regierung" zu einem Faschisten- und Militaristennest. Sie treffen die letzten Vorbereitungen, um Westdeutschland an Amerika zu verkaufen, die westdeutsche Jugend, ihr Blut und Leben, ans Ausland zu verkaufen.

Sie triumphieren – glauben sich Sieger. Aber sie sind es nicht. Denn gegen sie erhebt sich das Volk.

„Wichtig zu bemerken ist", so schreibt Philipp Müller, „daß die Jugend immer aktiver gegen die Wehrpflicht eintritt, nicht nur einzelne, sondern die breite Masse."

Und er schreibt: „Ich habe die Bundestags-Debatte über den Wehrbeitrag abgehört. Man muß manchmal die Fäuste ballen vor Wut über soviel Verleumdung und Schmutz. Aber dann kam der Maxe. Das war vielleicht ein Gefühl, als Max Reimann, auf die schmutzigen Bemerkungen gar nicht reagierend, klar und bewußt die Friedenspolitik der Sowjetunion seit 1945 zeigte. Ganz klar den Ausweg – gesamtdeutsche freie geheime Wahlen – aus dieser bewußt geschaffenen Situation zeigte!"

Philipp sieht die Wahrheit, und er kämpft für sie, unerschrocken, unermüdlich.

Wochenlang hat er mit einer jungen Arbeiterin diskutiert. Sie hatte den Bonner Verleumdungen

Glauben geschenkt, daß die Sowjetarmee einen Überfall auf Westdeutschland plane und daß die Amis deshalb nicht abziehen könnten. Längst schon hat sie begriffen, daß es eine Lüge ist, um die westlichen Kriegsvorbereitungen zu tarnen. Aber von der Erkenntnis zur Tat ist ein weiter Schritt.

Da geschieht es wieder einmal (so oft geschieht es), daß die Polizei mit Gummiknüppeln über friedliche Menschen herfällt. Das Mädchen wird zufällig zur Zeugin der Untat. Sie sieht mit entsetzten Augen, wie Jungen und Mädchen blutüberströmt in den Straßenschmutz sinken, sie sieht die verzerrten Fratzen der Prügelnden.

Neben ihr geht Philipp. Sie klammert sich an seinen Arm. Und sie stößt hervor: „Ja, du hast recht, es genügt nicht, dagegen zu sein, man muß kämpfen gegen diese Verbrecher."

Philipps Augen sind voll Haß – und voll Glück. Wieder einmal ist ein Kämpfer für den Frieden, ein Kämpfer für die Nation aufgestanden. Das ist ein Sieg. Viele Siege wurden erfochten in diesen Tagen.

Die Herren von Bonn feiern Siege im Parlament und in geheimen Verschwörungen. Aber der Frieden siegt in den Häusern der schaffenden Menschen, er siegt auf Straßen und Plätzen und auf den Bahnen, die das Land durcheilen.

In Darmstadt haben sich die jungen Deutschen aller Richtungen zusammengefunden, um dem Krieg den Kampf anzusagen. Das ist eine herrliche Frucht der Arbeit, die Philipp Müller und viele mit ihm geleistet haben. Das ist eine Ermutigung, nicht

nachzulassen und mit heißem und fröhlichem Herzen streitbar für das Leben der Nation einzutreten.

Große Ermutigung schöpft er aus der Friedenspolitik der Sowjetunion. Philipp schreibt: „Es muß uns gelingen. Geben uns doch die Vorschläge der Sowjetunion neue Kraft und Argumente, diesen sogenannten Herren ihre Larve von der Fratze zu reißen."

Er erkennt und er kämpft. In dem kleinen Betrieb, in dem er bis zur Arbeitslosigkeit tätig ist, hat er bald das Vertrauen der Kollegen gewonnen. Auch hier siegt der Friedenskampf. Stolz kann er berichten: „Von den zwölf Beschäftigten des Betriebes arbeiten fünf aktiv im Ausschuß mit. Daß die andern auch noch was abbekommen, ist klar."

Noch einmal geht es im April in den Wahlkampf. Mit einem großen Aufgebot an Mitteln werben die Parteien um die Wähler. Jeder Zaun wird mit Dutzenden von Plakaten bedeckt: man mietet sich Arbeitslose (sie sind zahlreich und billig), um diese Plakate bei Nacht anzukleben.

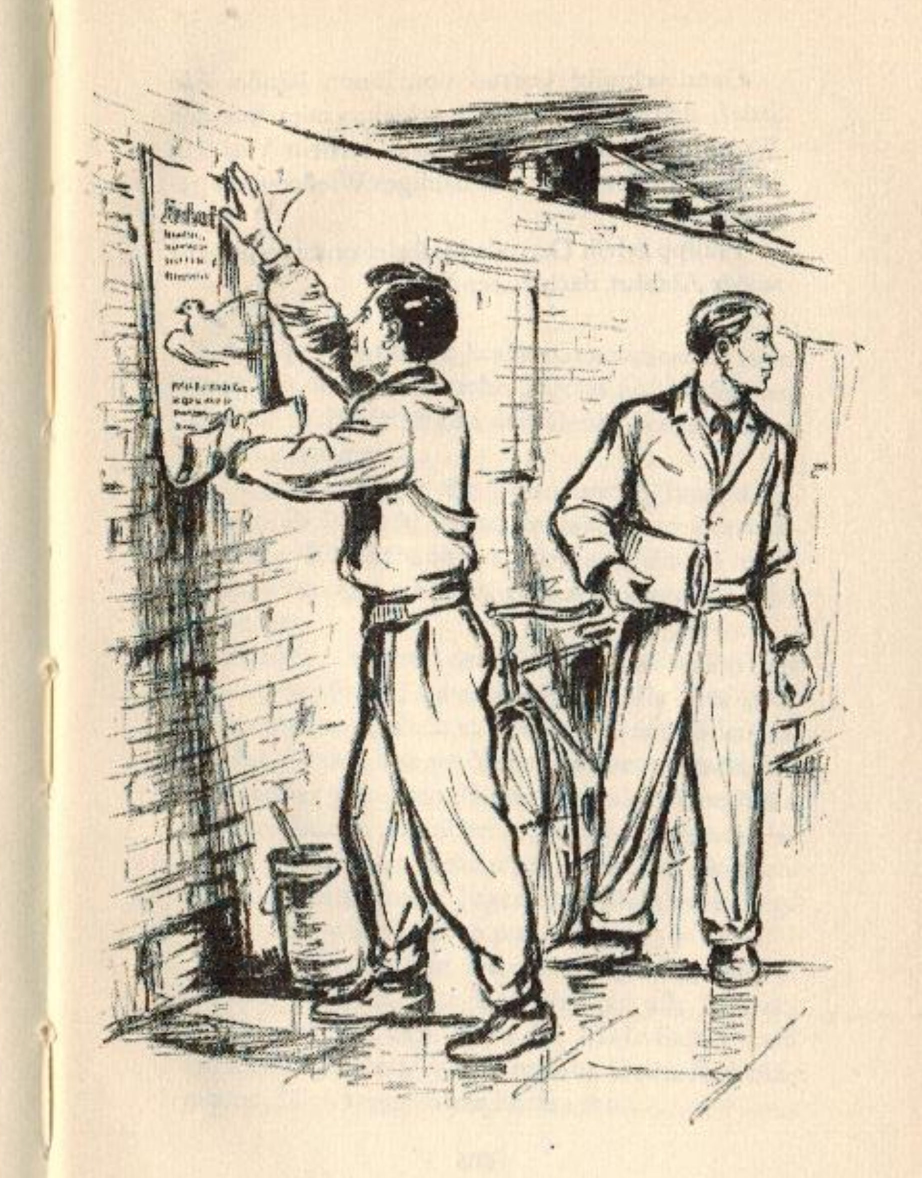
Philipp begegnet ihnen jede Nacht. Die Kommunistische Partei als einzige will und kann keine Plakatkleber bezahlen. Sie hat keine kapitalkräftigen Geldgeber. Nacht für Nacht gehen die Genossen auf die Straßen, um ihre Losungen zur Wahl anzubringen. Philipp hat in diesen Wochen keine Nacht mehr als zwei Stunden Schlaf. Aber er klagt nicht darüber. Er weiß, daß jede Stunde geopferten Schlafes einen Menschen vor dem Todesschlaf in einem neuen Krieg bewahrt.

Am 2. Mai 1952 beginnt Philipp Müller einen Brief, den er am 4. Mai beendet. Er ahnt nicht, daß es der letzte Brief seines Lebens ist:

„Ich mußte gestern den ganzen Tag an die Maifeier vom vorigen Jahr denken. Das war ein 1. Mai, wie man ihn als Arbeiter feiern will. Als Kampf- und Feiertag auf einem Niveau, das nur eine geeinte, klassenbewußte Arbeiterschaft erreichen wird. Gestern dagegen war es nur ein kümmerlicher Schatten, kahl und leer. Hier zeigt sich der Unterschied zwischen einer Gesellschaftsordnung, in der die Arbeiterschaft ihre Geschicke selbst lenkt, und einer, die sich ‚Demokratie' nennt, aber keine ist. Hier zeigt sich ganz klar und offen der Verrat der rechten Gewerkschaftsführung an der Arbeiterschaft. Aber hier zeigt sich auch, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft diesen Verrat erkennt und sich ganz energisch zur Wehr setzt."

Und siegesgewiß kündet er an: „Ich glaube, das letzte Wort zum Generalvertrag ist und wird nicht von Adenauer gesprochen."

Am 10. Mai erreicht ihn ein Brief Ortruds. Sie schreibt: „Unser 1. Mai war einfach toll. Viel, viel mehr Menschen als voriges Jahr. Auch unser Volksfest war ausgezeichnet. Wir waren an der Weberwiese und haben das Hochhaus angesehen. Unsere Erfolge sind die nackten Tatsachen. Wir brauchen sie nur aufzuzählen. Daß sich bei Euch in den Betrieben etwas regt, ist gut. Hoffentlich wachen bald alle Menschen auf. So langsam erwacht auch Westberlin. Das haben wir am 1. Mai gesehen."



Dann schreibt Ortrud von ihrem Kinde. Ein Brief, den er kurz vorher erhielt, endet mit den Worten: „Achim schenkt bald seinem Vati ein Küßchen." Sie hatten ein baldiges Wiedersehen geplant.

Philipp erhält Ortruds Maibrief unmittelbar vor seiner Abfahrt nach Essen.

Das Präsidium der Jungen Generation in Darmstadt hat die westdeutsche Jugend aufgerufen, am 11. Mai in Essen gegen den Generalkriegsvertrag zu demonstrieren.

Lange Zeit hatte die westdeutsche Jugend gezögert. Es ist nicht leicht, umgeben von Zerrspiegeln die Wirklichkeit zu erkennen. Es ist nicht leicht, wenn man erkannt hat, den Mut zum Kampfe zu finden.

Kämpfer, Vorhut des Kampfes, ist schon seit Jahren die Freie Deutsche Jugend. Ihr Ruf ging durch die Lande, doch zu gering war der Widerhall.

Nun ist der Bonner Verrat an Deutschland unverkennbar geworden. Hinter verschlossenen Türen ist der Krieg vereinbart. Deutsche Jugend soll gegen die eigenen Brüder für Amerika kämpfen. Aber die westdeutsche Jugend will nicht den Krieg. Im Frieden will sie leben und bauen.

Darum hat sich in Darmstadt die Jugend zusammengefunden. Der Ruf ging an alle, er vereinigte sich mit dem Rufe der FDJ. Falken und kirchliche Jugend, Naturfreunde, Gewerkschaftsjugend, Nichtorganisierte hörten ihn.

„Nach Essen!“ tönte der Ruf.

Essen ist die Stadt der Kanonen. Essen soll zur Stadt des Friedenskampfes werden. Dort wird die westdeutsche Jugend verkünden, daß sie das Bonner Komplott nicht dulden will.

30000 junge Deutsche brechen nach Essen auf.

Philipp Müller war glücklich gewesen, als er vom Zusammenschluß in Darmstadt hörte. Als der Ruf nach Essen erklang, da warb er unablässig unter den Münchener Jugendlichen für die Teilnahme an der großen Friedensdemonstration.

„Ich wollte, ich könnte dabeisein!“ sagte er. Aber er sollte in München bleiben: mit einem Parteiauftrag gerade für diesen Tag.

Kurz vor der Abfahrt des Zuges tritt eine Änderung ein; sein Auftrag ist unnötig geworden, er ist frei, kann mit zum großen Treffen. Er hat gerade noch Zeit, sich von der Mutter schnell zu verabschieden. „Ich fahre nach Essen“, sagt er, „Sonntag nacht oder Montag früh bin ich zurück.“

Das ist alles. Er hat es sehr eilig. Die Treppen hinab, zum Hauptbahnhof. Da steht schon der Zug. Viele Jugendliche sind bereits eingestiegen, Bekannte und Unbekannte.

Es ist, als führen sie zu einem Fest. Scherze, Gelächter, freudige Jugendlieder schallen durch die Eisenbahnwagen. Gitarren begleiten den Gesang.

Philipp ist einer der Lustigsten. Gewiß, sein Leben ist schwer, viel zu schwer für seine Jugend. Aber heißt das: den Kopf hängen lassen? Nein,

das tut Philipp nicht. Immer wieder siegt seine innere Gesundheit, seine Lebenskraft und Lebensfreude über alles, was ihn belastet.

Und es ist schön, mit jungen Menschen in Gemeinschaft zusammen zu sein. Junge Menschen, zum Frieden entschlossen, zur Freude und zum Leben entschlossen.

Es ist schön, ein Heer der Jugend zu sehen. Nicht lange ist es her, da waren sie, die den Weg der Zukunft erkannten, nur ein Häuflein. Ein schmales Rinnsal war da – jetzt ist es ein Strom.

Es ist schön, vom lebendigen Leben zu singen.

Sie fahren in die Nacht hinein. Mit ihnen singen die Räder. An jeder Station des Schnellzuges vermehrt sich die Zahl der Jugendlichen. Überall kommen neue hinzu. Sie alle haben Essen zum Ziel.

Allmählich verstummen Gesang, Gespräch und Gelächter. Sie schließen die ermüdeten Augen.

Philipp sitzt im Halbschlaf, den Kopf ans harte Holz gelehnt. Er denkt an Ortrud, an den Kleinen, an die gemeinsame Zukunft. Er denkt an jene großen Erlebnisse, die er mit jungen Menschen gemeinsam hatte: Pfingsttreffen... Weltfestspiele... Er denkt an den III. Parteitag, an die Worte des Friedenskampfes, der nationalen Verteidigung, von den verehrten Führern der Arbeiterklasse gesprochen. Er weiß, daß er mit dieser Fahrt nach Essen seine ernste, gute Pflicht tut: als deutscher Patriot, als Arbeiter, als Jugendfreund und als Genosse.

Auf Bahnen und Straßen kommt die westdeutsche Jugend nach Essen. Nach Essen kommt auf

Überfallwagen, mit Gummiknüppeln, Stahlruten, Pistolen die Bereitschaftspolizei.

Seit langem schon, in aller Öffentlichkeit, ist die große Friedensdemonstration vorbereitet. Drei Männer sollen zu der Jugend sprechen: der Bundesfeldmeister der Pfadfinder, der Jugendsekretär der Industriegewerkschaft Post, der Düsseldorfer Pfarrer Meier.

In allerletzter Stunde erfolgt – ohne eine rechte Begründung, denn man kann nicht begründen, was verfassungswidrig ist – das Verbot. Die Mehrzahl der Jugendlichen ist zu dieser Stunde schon in Essen. Es wäre unmöglich, sie noch zurückzurufen. Sie können nicht wissen, daß es ihnen verboten sein soll, friedlich für den Frieden zu demonstrieren.

Wollte man den Willensausdruck der Jugend verhindern? Warum dann nicht längst das Verbot?

Man wollte nicht verhindern – man wollte das Blutbad. Kalt und überlegt bereiteten sie es vor, diese Adenauer und Lehr und Arnold, ihre Herren aus Amerika, ihre Knechte in Polizeiuniformen.

Essen ist eine besetzte und belagerte Stadt. Das erkennt die Jugend bei ihrer Ankunft.

Aus Mannheim, aus Hamburg und vielen anderen Städten sind Jugendgruppen mit Autobussen nach Essen gefahren. Unterwegs, an den Rändern des Industriegebietes, werden sie von Polizei angehalten. Ihre Autobusse werden beschlagnahmt. Mit welchem Recht? Es gibt kein Recht für die Lehrpolizei.

Sie stehen nur kurze Zeit unschlüssig auf den Straßen. „Nun gerade!" sagen sie. „Man kann uns nicht verbieten, nach Essen zu fahren." Mit Eisenbahn und Straßenbahn kommen sie in die Stadt des Jugendtreffens.

Welch ein Bild auf den Straßen! Welch ein Heerlager bewaffneter Polizei! An jeder Straßenecke steht sie in großen Gruppen.

„Weitergehen!" schallt es, wenn man unterwegs stockt, durch den Anblick betroffen.

Noch ahnt die Jugend nichts von den Schrecken der kommenden Stunden. Ohne Zwischenfall erreichen viele Tausende die Gruga, die Gartenbauausstellung. Sie lagern friedlich auf den Wiesen, von Polizei wie von giftigen Insekten umschwirrt.

Philipp Müller ist mit den Münchener Freunden in Essen eingetroffen. Schon auf dem Bahnsteig wimmelt es von Polizei.

Straßen sind abgesperrt, da und dort läßt man die Jugend nicht durch.

Aber man hat doch längst gelernt, mit Behinderungen und Absperrungen bei Demonstrationen fertig zu werden. Auf Umwegen führt Philipp seine Gruppe zur Gruga.

Im Augenblick ihrer Ankunft fährt die Polizei Lautsprecherwagen auf.

„Die Kundgebung ist abgesagt!" tönt es.

„Abgesagt!" spottet Philipp. „Das würde ihnen so passen! Klampfenspieler vorneweg! Wir demonstrieren!"

Die Jugend, Zehntausende vereinigen sich zur Demonstration. Gitarren spielen, junge Stimmen singen: „Wann wir schreiten Seit an Seit…" Da beginnt die Lehrpolizei ihr Blutbad. Ohne Warnung fährt sie ihre Bereitschaftswagen mitten in die Menge hinein. Ohne Warnung treibt sie ihre Pferde mitten in die Menge hinein.

Bluthunde werden auf die Wehrlosen gehetzt.

Im ersten Augenblick schwanken die Reihen der Jugend. Von allen Seiten rasen und prügeln die Lehrbanden auf sie los. Sie schlagen mit Gummiknüppeln und Stahlpeitschen in die Gesichter, ins Genick, auf den Hinterkopf. Sie treiben die Pferde über die Zusammengebrochenen hinweg. Sie hauen auf die am Boden Liegenden ein, trampeln mit ihren schweren Stiefeln auf ihnen herum. Dann packen sie sie an Armen und Beinen und schleudern sie auf ihre Autos.

Selbst in die Rettungsstationen dringen die Bestien, entreißen den Pflegern die Verletzten und treiben sie mit unaufhörlichen Schlägen zu ihren Überfallwagen.

Eine Gruppe von jungen Mädchen wird durch die Uniformierten umzingelt. Die Wehrlosen werden zu Boden geschlagen und blutüberströmt auf Polizeiautos geschleudert.

Ein junger Mann wird von zwei Polizisten verhaftet. Sie packen ihn an den Schultern, schleppen ihn fort. Bei jedem Schritt schlagen sie ihm mit dem Gummiknüppel ins Gesicht. Mehrmals bricht er zu-

sammen. Sie reißen ihn hoch und schleppen ihn weiter bis zum Überfallwagen.

Ein anderer junger Mann wird von vier Polizisten niedergeschlagen und auf einen Wagen geworfen. Dort nehmen zwei andere den Verletzten in Empfang und prügeln weiter auf ihn ein. Bei diesem Anblick schreit eine Essener Bürgerin auf. Sie war zufällig auf der Straße. Nun steht sie ratlos an eine Mauer gedrängt. „Schämen Sie sich!" ruft sie zum Polizeiwagen hinauf. Ihr Ruf endet in einem Schmerzensschrei: Ein Motorradfahrer der Polizei schlägt sie nieder, schleift die zu Boden Gesunkene an den Haaren über die Straße und wirft sie wie einen Sack auf den Überfallwagen.

Die Jugend ist waffenlos. Aber noch unter den Schlägen der Polizeibanden leistet sie erbitterten Widerstand. Eigener Gefährdung nicht achtend, stürzen sich Jungen und Mädchen ins Gedränge und bergen die Verletzten. Unbewaffnete Hände packen nach Knüppeln, die zum Schlagen erhoben sind. Mähen die Feinde eine Gasse in die Reihe der Jugend, schließt sie sich wieder, fest wie zuvor.

Noch in den Händen der Söldner setzt die Jugend den Widerstand fort.

Eine junge Krankenschwester ist verhaftet worden. Man führt sie zur Vernehmung, man fragt sie höhnend, ob sie nach Essen gekommen sei, um Verwundete zu pflegen. Sie antwortet: „Mein Beruf ist es, den Menschen zu helfen und die Kranken zu heilen. Ich meine aber, es ist besser, vorzubeugen, als später zu heilen. Es ist besser, den Krieg zu

verhindern, als im Kriege Verwundete zu pflegen. Deshalb bin ich nach Essen gekommen." Sie zittert beim Sprechen vor Erregung und Entrüstung.

Die Uniformierten starren sie mit verzerrten Gesichtern an. Eine Faust greift an ihr Genick.

Sie spürt noch, wie sie durch die Tür einer Arrestzelle geschleudert wird, fällt über einen Hocker, schlägt mit der Schläfe gegen eine Tischkante, sinkt ohnmächtig zu Boden.

Ein anderes Mädchen, Opfer der Polizei gleich ihr, wird in die Zelle gestoßen. Sie bemüht sich, die Zusammengebrochene aufzurichten. Die junge Krankenschwester sieht mit einem wirren Blick um sich. Sie stützt sich mühsam empor.

„Das können sie: mißhandeln", sagt sie zu der Mitgefangenen. „Aber siegen können sie nicht."

Auf einem anderen Revier protestiert ein junges Mädchen gegen seine Verhaftung. „Halten Sie Ihren dreckigen Mund!" schreit sie ein Polizist an. Sie antwortet fest: „Ich habe keinen dreckigen Mund." Drei Beamte stürzen sich auf sie, schleppen sie in eine Zelle und prügeln auf sie los. Sie beißt sich auf die Lippen; kein Schrei soll ihre Schmerzen verraten. Stärker als alle Schmerzen sind Haß und Verachtung. Prügeln können die Knüppelgarden Lehrs – siegen können sie nicht. Das weiß sie. Dies Wissen gibt ihr Stärke.

Bis in die Zelle hinein erringt die waffenlose Jugend Siege der Solidarität. Am Polizeirevier in der Kettwiger Straße muß jeder Verhaftete Spießruten laufen. Einem Jugendlichen wird beim „Verhör" mit einem Gummiknüppel ins Gesicht geschlagen, daß seine Brille zerbricht und ihm die Glassplitter ins Auge dringen. Im Polizeipräsidium verlangt er nach einem Arzt. Die Uniformierten verhöhnen ihn nur und stoßen ihn in eine Gemeinschaftszelle.

Da beginnen die empörten Jugendlichen in Sprechchören nach einem Arzt zu rufen. Die Nachbarzellen nehmen den Ruf auf. Das ganze Präsidium dröhnt. Die Polizei muß nachgeben.

Philipp Müller ist mit seiner Gruppe singend von der Gruga aufgebrochen.

Am Straßenrand Jugendliche, die sich noch einreihen wollen. Geschlossene Gruppen vor ihnen. Und blickt man zurück, so verliert sich mit jungen Gestalten und jungen Gesichtern unübersehbar der Zug in der Ferne.

Plötzlich stockt der Marsch. Irgendwoher aus der Entfernung dringt wirrer Lärm.

Einzelne Worte springen durch die Reihen: „Polizei!" und „Überfall!"

Einige der Jungen lösen sich aus der Reihe, laufen zurück oder suchen in Seitenstraßen zu verschwinden.

„Zusammenbleiben!" ruft Philipp, nicht bittend, nicht kommandierend – aber die Ruhe seiner Stimme bewirkt, daß keiner aus seiner Gruppe den Platz verläßt.

Plötzlich fährt quer über den Bürgersteig ein Polizeiwagen auf sie zu. Philipp hört einen Schrei. Sieht einen Jungen aufs Pflaster stürzen. Er springt hin und bückt sich zu ihm. Unmittelbar neben dem Ohr hört er die Bremse des Polizeiwagens knir-

schen. Er faßt den Gestürzten unter die Arme, richtet ihn auf. Offensichtlich ist er, vom Kotflügel niedergeworfen, mit Prellungen und Hautwunden davongekommen. Wie Philipp den Kopf hebt, sieht er: die Uniformierten sind abgesprungen. Sturmriemen unter dem Kinn, schwingen sie ihre Gummiknüppel. Dumpfe Schläge. Schreie. Arme, die sich schützend über die Köpfe heben.

„Die Mädels schützen!" schreit Philipp und versucht, mit den kräftigsten Jungen eine Kette zu bilden. Es ist schon zu spät. Vor und hinter ihnen haben sich die Gruppen aufgelöst, es drängt und strömt nach allen Seiten. Vorwärts und seitwärts wird er gerissen, wie in einem Wirbel.

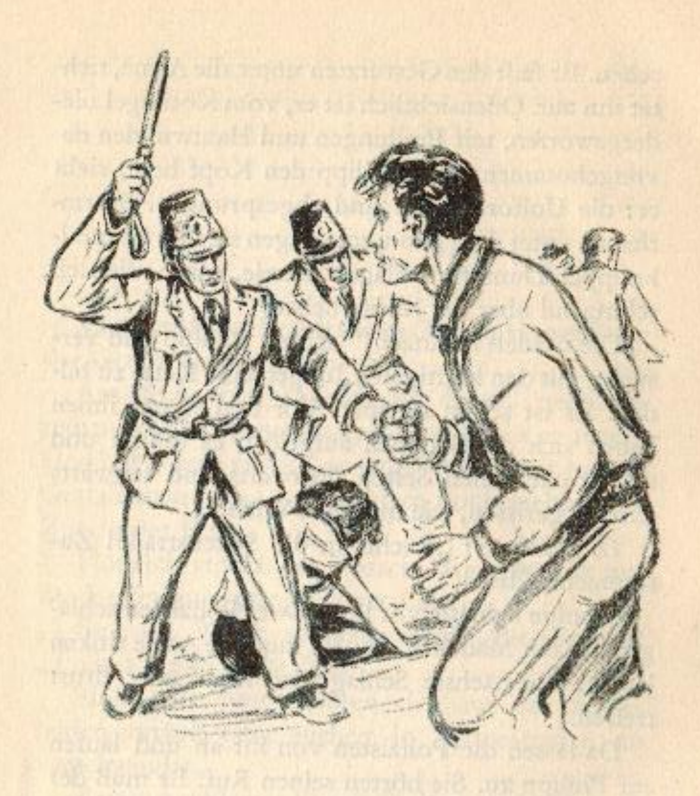
Laut ruft er: „Rechts in die Seitenstraße! Zusammenbleiben!"

Wenige Schritte vor ihm: Zwei Polizisten schlagen auf ein Mädchen ein. Sie muß die Arme sinken lassen. Der nächste Schlag wird Kopf oder Brust treffen.

Da lassen die Polizisten von ihr ab und laufen auf Philipp zu. Sie hörten seinen Ruf. Er muß der „Rädelsführer" sein.

Philipp sieht es mit Freude und Wut. Ringsum läuft die Schar der Nebenstraße zu. Ein Polizist hat einen Jungen am Arm gepackt. Er reißt sich mit zerfetzter Jacke los und folgt den Freunden.

Die beiden Uniformierten sind schon ganz nah, die Knüppel in winklig erhobenen Armen. Drei Schritte noch – freier Raum zwischen ihnen. Philipp bückt sich, springt vorwärts, rennt dem einen der



Feinde den Kopf in die Magengrube. Er taumelt, wirft die Arme hoch. Inzwischen ist Philipp dem anderen unter dem Arm weggeglitten.

Im Laufschritt durch die Nebenstraße. An die Mauer gelehnt ein junges Mädchen mit hängenden Armen, zuckenden Schultern, das Gesicht von Tränen überströmt.

Ein Junge steht und preßt sein Taschentuch ans Auge. Es ist rot von Blut. Ein Blutstreifen zieht sich über das Gesicht bis zum Halse.

Philipp kann nicht anhalten. Er muß seine Gruppe erreichen. „Langsam!" keucht er. „Zusammenbleiben!"

Etwa die Hälfte der Gruppe findet sich wieder. Andere stoßen zu ihnen, die von ihren Gruppen abgesprengt sind. Philipp führt sie um Häuserecken wieder der Hauptstraße zu.

Einige neben ihm stocken: Eine Polizistenkette sperrt den Durchgang.

„Vorwärts!" ruft Philipp.

Sie durchbrechen die Kette, reihen sich wieder ein in den Zug der Jugend.

Sprechchöre rufen:

„Nieder mit dem Generalvertrag – her mit dem Friedensvertrag."

„Wir wollen keine Amiwaffen, wir wollen für den Frieden schaffen!"

Der Zug drängt weiter dem Stadtinnern zu.

Neben Philipp geht ein junger Arbeiter, den er nicht kennt. Zuweilen, mitten im Sprechchor, verstummt er, beißt die Zähne aufeinander, hebt die Hand zur Stirn. Ein blutunterlaufener Fleck ist auf ihr zu sehen.

Philipp ist voller Haß und Wut. Diese Bluthunde! denkt er. Er denkt: Sie dürfen uns nicht mehr waffenlos finden.

Noch zweimal wird der Zug durch den Angriff der Polizisten zersprengt. Immer wieder sammelt

Philipp seine Schar um sich, bildet neue Reihen der Demonstration.

Sie kommen zur Rüttenscheider Brücke. Dort ist ein Kirmesplatz: bunte Buden, Karussells.

Die Polizei jagt die Menschen davon. Kinder schreien, Erwachsene protestieren heftig und erregt. Einzige Antwort ist das Sausen der Gummiknüppel.

Die fassungslose Menge strömt hin und her, bringt die Reihen der Jugend ins Stocken. Jede Ordnung löst sich.

Philipp hört hinter sich das Kommando: „Feuer frei!"

Das ist die Polizeibande des Oberkommissars Durek. Das sind die Offiziere Wolter und Knoblauch, die den Befehl geben und selbst als erste die Waffe heben.

„Deckung!" schreit Philipp.

Er packt zwei Zögernde an den Armen, stößt sie vor sich her. Verliert selbst kostbare Sekunden.

Noch einmal stockt er. Hält einen Stolpernden.

Deckung! denkt er, brennend vor Haß. Sich nicht abschießen lassen! Dort hinten sich sammeln – im Feuerschutz – sich verteidigen – mit Steinen – mit Barrikaden...

Fünfzig Meter hinter ihm sind die Feinde. Er läuft mit keuchenden Lungen. Mitten auf dem Platz steht der Polizist Werner Koller. Er hebt die Waffe. Er zielt. Er schießt.

Philipp wirft die Arme zur Seite, schreit auf, faßt sich an die Brust. Der Kopf fällt ihm nach vorn,

er sinkt auf das Pflaster, hinterrücks von einer Polizeikugel zu Boden gestreckt.

Zwei Jugendliche sehen ihn zusammenbrechen. Sie eilen hinzu, um ihm zu helfen – und müssen fliehen, von Polizisten mit der Waffe bedroht. Sie sehen noch, wie er bewußtlos auf dem Pflaster liegt, sehen, wie ihn die Polizisten an den Beinen und am Nacken packen und den tödlich Verletzten auf ein Polizeiauto schleudern.

Im Rundfunk hört Hans, der Leiter in Ortruds Arbeitsstelle, die ersten Nachrichten vom Essener Bluttag. Er hört von der großen Demonstration der friedlichen Jugend, vom Überfall durch die Banden Lehrs – er hört, daß die Polizei in die unbewaffnete Menge hineingeschossen hat – daß ein Jugendlicher namens Müller erschossen worden ist. Empörung und Haß flammen in ihm auf.

Wie heißt der Tote? Müller? Es gibt viele Müller in Deutschland. Der Name sagt ihm nichts. Aber dies ist das erste Opfer des neuen amerikanischen Krieges auf deutschem Boden.

Müller aus München heißt es später im Rundfunk. Irgendwie kommt zu der großen Erregung über die Bluttat noch eine Beunruhigung, eine Spannung hinzu. Unser Philipp... denkt er – und wischt den Gedanken fort: Unsinn! Es gibt so viele des Namens Müller in München. Warum sollte er es sein? Aber die bohrende Unruhe will nicht verstummen.

Dann halten sie am Morgen im Betrieb das Zeitungsblatt in den Händen. Da steht es: „Philipp Müller aus München-Neuaubing." Sie sind wie

gelähmt. Sie sehen ihn vor sich, den frischen und ernsten Jungen im blauen Hemd, den sie so gut kennen, mit dem sie so manchesmal gelacht, mit dem sie so heiß diskutiert haben. Sie denken: „Philipp".

Sie denken: „Ortrud".

Sie hatte am Abend noch außergewöhnliche Arbeit erledigt; es ist spät geworden. Darum schickte man ihr am Morgen den Wagen des Betriebes, damit sie Zeit gewinne, wenn sie das Kind, den kleinen, runden Joachim, in das Tagesheim bringen will.

Der Tag ist hell. Hell ist das Lächeln der jungen, verliebten Mutter, wie sie spielerisch auf ihren Kleinen schaut, auf seine Händchen, sein Näschen, seine lieben, dummen, aufmerksamen Augen.

Der Fahrer sieht es im Rückspiegel. Wie soll man es ihr nur sagen? denkt er. Er bringt während der ganzen Fahrt kein Wort hervor. Sie merkt es nicht – auf der Hinfahrt ganz erfüllt von ihrem Mutterglück, auf der Rückfahrt in Gedanken an das Kind, an seinen fernen Vater, an die Freunde und Kollegen, die Arbeit des Tages.

Lachend, mit einem Scherzwort, wie sie es so gern und oft auf den Lippen hat, tritt sie ein. Ein Tag wie viele scheint zu beginnen.

Aber da erstirbt ihr Lachen. Befremdet sieht sie die Freunde an: „Was habt ihr denn? Warum seid ihr so ernst?"

„Ortrud...", sagt einer und kann nicht weitersprechen. Keiner kann sprechen.

Stumm stehen sie im Kreise um sie. Sie hat das Zeitungsblatt vor sich. Und starrt und liest. Und liest und begreift nicht.

„Philipp Müller aus München-Neuaubing... Philipp Müller aus München-Neuaubing..."

Das kann doch nicht sein. Das ist doch nicht möglich. Er hat doch geschrieben, daß er zu ihr kommen will.

Das kann doch nicht sein, daß es das nicht mehr gibt: seine dunkle bayrische Jungenstimme, sein Eifern, sein Necken, seine nachdenklichen und blitzenden Augen. Das kann doch nicht weg sein – gar nicht mehr da.

Sie will es noch einmal lesen. Aber die Buchstaben verschwimmen und wogen vor ihren Augen. Die Schläfen sind wie in Eisenklammern. Die Beine wollen sie nicht mehr tragen.

Gertrud neben ihr schluchzt auf, und die Tränen fließen ihr über die Wangen. Da ist es, als bräche ein Damm, der den Schmerz in allen Herzen gebannt hatte. Weinend umarmen sie die Kollegin, die Freundin. „Arme Ortrud..."

Ihr Herz ist eine rote Wunde. Ihr Körper ist ein unstillbares Beben.

Werner spricht. Er ist sehr bleich. „Genossinnen", sagt er in die Fassungslosigkeit der Frauen hinein, „ihr macht es schwerer und schlimmer für sie, ihr dürft nicht weinen."

„Ortrud", sagt er und stockt beim Reden, „du bist Genossin. Du weißt, daß das ein Kampf ist. Um die Heimat, um den Frieden. Ein Kampf mit

schweren Opfern. Sie haben Fips ermordet. Wir werden ihn rächen. Tausende stehen auf für ihn. Wir sind bei dir. Und du gehörst zu uns. Du mußt tapfer sein und für ihn eintreten. Du mußt für ihn mitkämpfen."

„Ja", sagt sie mit einer Stimme ohne Ausdruck und sieht zu ihm auf, und es ist, als sehe sie ihn nicht.

Der Himmel ist hell und jung hinter den Fenstern. Sie sehen es nicht. Alle, die in diesem Hause arbeiten, sind vereint zu einer Stunde des Gedenkens. Ihre Blicke wandern hin und her zwischen Ortrud, der starren, totenbleichen, und dem gütigen, ein wenig unbeholfenen Hans, der zu ihnen spricht über die furchtbare Nachricht, die sie erreicht hat. Er liest ihnen von der Niedermetzelung der russischen Arbeiter vor, die im Jahre 1905 in Petersburg demonstrierten. Er liest:

„Der 9. Januar wurde von nun an der ‚Blutige Sonntag' genannt. Am 9. Januar erhielten die Arbeiter eine blutige Lehre. An diesem Tage wurde der Glaube der Arbeiter an den Zaren zerschossen. Sie begriffen, daß sie nur durch Kampf ihre Rechte erringen können."

So ist in Essen der Glaube von Zehntausenden, von Hunderttausenden an die westliche „Demokratie" zerschossen worden. So haben sie begriffen, daß sie kämpfen müssen.

Hans hält ein Buch in Händen, das viele von ihnen kennen: „Die junge Garde" von Alexander Fadejew. Er liest von Oleg, den die Faschisten gefangen haben:

„Nun schön, ich bin erst sechzehn Jahre alt, aber es ist ja schließlich nicht meine Schuld, daß mein Lebensweg so kurz gewesen ist... Was kann mich schrecken? Der Tod? Die Foltern? Die kann ich ertragen... Natürlich wäre ich lieber so gestorben, daß mein Andenken in den Herzen der Menschen fortlebt. Aber wenn ich auch ungekannt sterbe, was macht das... Millionen sterben jetzt, genau wie ich, voller Kraft und Lebensdurst. Was habe ich mir vorzuwerfen? Ich habe nicht gelogen, habe mir keinen leichten Lebensweg gewählt. Manchmal war ich leichtsinnig – vielleicht auch schwach aus übergroßer Gutmütigkeit... Lieber kleiner Oleg! Das ist schließlich kein so großes Vergehen, wenn man erst sechzehn Jahre alt ist... Ich habe nicht einmal alles Glück ausgekostet, das mir bestimmt war. Und doch bin ich glücklich! Ich bin glücklich, daß ich nicht im Staub gekrochen bin wie ein Wurm – gekämpft habe ich... Mama hat immer zu mir gesagt: ‚Du mein Falke!'... Ich habe sie in ihrem Glauben an mich nicht betrogen, ich habe die Kameraden in ihrem Vertrauen zu mir nicht getäuscht. Möge mein Tod ebenso rein sein, wie mein Leben es war – ich kann sagen, ohne mich zu schämen... du stirbst in Ehren, Oleg..."

Hans liest mit sehr kräftiger Stimme, damit sie nicht zittert beim Lesen. Und wie er von Oleg liest,

da denken sie alle an den Heldenkampf der Jungen Garde. Und sie denken an Philipp Müller. Sein Schicksal war anders. Aber es ist doch so vieles da...

„Natürlich wäre ich lieber so gestorben, daß mein Andenken in den Herzen der Menschen fortlebt..." Oleg, es lebt in den Herzen von Hunderten von Millionen, du junger, kühner Held der Sowjetunion.

Philipp Müller, du hast in tiefer Verehrung des Vorbildes der Sowjetjugend gedacht und ihr nachgelebt. Dein Blut floß auf dem Pflaster von Essen. Dein Herz lebt in den Herzen der Deutschen. Du starbst in Ehren.

Vor anderthalb Jahren schriebst du an Ortrud – erst zweimal hattet ihr einander gesehen, es war erst wenige Monate nach dem Deutschlandtreffen der Jugend. Damals hast du in einem Briefe gesagt:

„Du hast einmal von der Kraft der Sowjetmenschen geschrieben und auch Beispiele dafür gegeben. Diese Kraft wird uns helfen, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Man könnte nämlich gar nicht glauben, wie intensiv bei uns schon wieder auf das gleiche Leid hingearbeitet wird, das schon einmal über uns hereingebrochen war, und dessen Wunden noch nicht einmal zur Hälfte verheilt sind."

Später einmal werden diese Worte ihres jungen Helden im Herzen Ortruds leben wie ein Testament. In dieser Stunde vermag sie sich ihrer noch nicht zu erinnern. Aber es ist, als ob das, was Hans liest, wie aus weiter Ferne immer näher zu ihr dränge...

Sie erheben sich alle. Sie singen.

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde..."

In ihren Stimmen ist der heiße Kampf, wie seit langem nicht beim Singen der Internationale.

Ortrud steht stumm und sehr gerade zwischen ihnen, ganz ohne Regung, aber ihre Augen sind weit und voller Haß. Und da... da, bei der dritten Strophe, da singt sie mit. Sie singt: „Diese Welt muß unser sein." Und es ist ein Gelöbnis. Sie singt: „Unser Blut sei nicht der Raben und der mächtigen Geier Fraß..."

Keiner, der nicht den jungen Philipp Müller, hingestreckt von Polizeikugeln auf dem Essener Pflaster, vor sich sähe. Keiner, der nicht auf Ortrud Müller sähe und aus ihrem Leid, ihrem Haß, ihrem Gelöbnis Kraft gewänne zum Kampf gegen die Mörder, für den Frieden, für Deutschland.

In feierlicher Stunde singen wir es in der Deutschen Demokratischen Republik: „...daß nie eine Mutter mehr ihren Sohn beweint..."

Es ist das Schwerste, es ist gegen die Natur, daß eine Mutter am Grabe des Kindes steht. Das ist,

als risse man ihr das Herz des Lebens aus dem Leibe.

In Neuaubing, in einer Arbeiterwohnung, ist einer Frau das Herz durchbohrt worden. Von einer Kugel durchbohrt, mit der die Mörder in Essen das blutjunge, hoffnungsvolle Leben ihres Jungen, ihres Philipp, vernichtet haben.

Sie starrt auf das Zeitungsblatt und kann es nicht glauben. Ihr Sohn, ihr Kind, das sie geboren hat, das sie genährt hat, dessen erstes Lächeln und erstes Wort ihr gehörten, und es war ein Festtag, als der Kleine sich zum ersten Male aufsetzte in seinem Bettchen, als er zum ersten Male stand, zum ersten Male drei unbeholfene Schrittchen machte. Ihr Philipp..., als er sechs Jahre alt war und zum ersten Male in die Schule ging, da hatte sie heimliche Tränen, weil es war, als ob sie ihn verlöre. Sein Leben und ihres, kann man das denn trennen? Er blieb doch ihr Kind, auch als er ihr längst über den Kopf gewachsen war, als er seine eigenen Wege ging. Frau und Kind hat er nun schon (sie hat die beiden noch niemals gesehen, denn da ist ja die Zonengrenze, die die nächsten Menschen nicht zueinander läßt) – aber er blieb doch ihr Kind. Mochte es noch so spät in der Nacht sein, sie konnte nicht schlafen, bevor sie nicht seinen Schritt auf der Treppe gehört hatte.

Nie wieder soll sie ihn hören.

Noch in der gleichen Stunde sucht sie ein Polizist auf. Er hat ein Fernschreiben des Essener Polizeipräsidiums bei sich, in dem ihr mitgeteilt wird,

ihr Sohn sei „bei Beteiligung an einem Aufruhr" durch einen Pistolenschuß schwer verwundet worden und in einem Krankenhaus gestorben.

Im Fernschreiben wird um Zustimmung ersucht, daß Philipp in Essen beerdigt werde. Der Überbringer der Nachricht erklärt sich in verdächtiger Eile bereit, die bejahende Rückantwort für die Mutter aufzusetzen. Er hat seine Instruktionen: Man wünscht nicht die Überführung nach München, wünscht nicht, daß der Tote dorthin zurückkehrt, wo ihn viele Menschen kannten und liebten. Man wünscht, „die Sache" so still wie möglich abzutun.

Die Mutter versteht davon nichts. Aber sie will ihren Sohn bei sich haben. Nie wieder wird er zu ihr sprechen. Sie will an seinem Grabe weinen.

Zwei Frauen begegnen einander, die Mutter und die Gattin. Sie hatten gehofft, daß Philipp sie strahlend und stolz zusammenführen werde. Jetzt bringt sie der Tote zusammen.

Die Mutter und die Geschwister hatten Ortrud geliebt, ohne sie je zu sehen. Sie kannten nur ihr Bild und ihre Briefe. Aber sie hatten Philipps Frau ins Herz geschlossen, ins Herz geschlossen hatten sie den kleinen Achim im fernen Berlin. Jetzt sehen sie Ortrud zum ersten Male, in trauriger Stunde.

Tausende ziehen vorbei am offenen Sarge. So jung ist dies Gesicht, ein Leben, in seiner Blüte abgehauen.

Als er noch lebte, hat Philipp begeisterte Worte über Max Reimann geschrieben. Er liebte und verehrte ihn, das reife Vorbild, den Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands. Jetzt spricht Max Reimann über ihn an seinem Sarge.

Regungslos halten Freunde der Freien Deutschen Jugend und Pfadfinder die Ehrenwache.

Über dem Sarge schwebt die blaue Fahne der Freien Deutschen Jugend, deren tapferer Kämpfer er war.

Über dem Sarge schwebt die weiße Fahne der Weltjugend, deren Friedensschwur er bis zum Tode gehalten hat.

Über dem Sarge schwebt die rote Fahne der Arbeiterklasse. Er war ihr ergebener Genosse.

Über dem Sarge schwebt dreifarbig, schwarz, rot und golden, die Fahne Deutschlands. Sein Herz gehörte Deutschland, seine Hand gehörte Deutschland. Deutschland gehörte sein Gedanke. Darum haben die Feinde Deutschlands ihn ermordet.

Langsam, unübersehbar, zieht durch die Straßen Münchens der Trauerzug. Lehrpolizei und amerikanische Truppen sind in Massen aufgeboten. Sogar den Ermordeten fürchten sie noch.

Am Grabe, auf dem Friedhof Aubing, spricht ein hessischer Pfadfinderführer. An der Trauerfeier hatte er mit seinen Freunden nicht teilnehmen können. Mit vorgehaltenen Karabinern hinderten Polizisten ihre Einfahrt nach München. Aber dennoch sind sie gekommen.

Es grüßen durch ihren Betriebsratsvorsitzenden die Arbeiter des Eisenbahnausbesserungswerkes Neuaubing den Ermordeten. Ihn grüßen die Eisenbahner der Deutschen Demokratischen Republik, der Zentralrat der Freien Deutschen Jugend, die Deutsche Volkspolizei.

Am Grabe spricht Bruno Kießler. Mit den höchsten Ehren hat ihn in seiner Jugend das demokratische Deutschland ausgezeichnet, weil er sein Leben dem Frieden und der Nation geweiht hat. Weil er sein Leben dem Frieden und der Nation geweiht hat, ist Philipp Müller durch die Schergen der Bonner Gewaltherrscher ermordet worden.

Die Worte schweigen. Die Fahnen senken sich. Der Sarg schwebt in die Tiefe hinab. Niemals mehr wird ein Auge das Antlitz des jungen Friedenskämpfers Philipp Müller sehen.

Niemals mehr? Nein, Philipp Müllers Bild ist vor den Augen der Deutschen und in den Herzen der Deutschen.

In München haben sich Tausende versammelt. Es spricht die kommunistische Stadträtin Adelheid Ließmann:

„Weil Philipp Müller und seine dreißigtausend Freunde nicht wollten, daß die deutschen Bauern auch weiterhin von Haus und Hof vertrieben werden, deswegen haben sie in Essen demonstriert.

Weil Philipp Müller und seine dreißigtausend Freunde nicht wollten, daß der Bruderkrieg zwischen den Deutschen ausbricht, deswegen sind sie

in Essen zu ihrer mächtigen Demonstration zusammengekommen.

Weil Philipp Müller und seine dreißigtausend Freunde nicht wollten, daß die Generale, die uns in den zweiten Weltkrieg geschleift haben, erneut die Macht erhalten, weil sie wollten, daß wir endlich in unserem eigenen Hause selber bestimmen, deswegen sind sie mutig nach Essen gefahren.

Weil Philipp Müller und seine dreißigtausend Freunde nicht wollten, daß sie in Korea, in Vietnam oder sonstwo sterben sollen und weil sie den Frieden und das Leben mehr lieben als alles andere, mußte Philipp Müller sein Leben lassen.

Weil Philipp Müller und seine dreißigtausend Freunde nicht wollten, daß es wieder Kanonen statt Butter, Kasernen statt Wohnungen heißt, daß der Lebensstandard durch die verheerenden Folgen der Aufrüstung herabgedrückt wird, deshalb haben sie in Essen ihren lauten Protest ausgesprochen.

Weil Philipp Müller und seine dreißigtausend Freunde wußten, daß die Annahme der sowjetischen Vorschläge einen wirklichen Frieden, die Einheit der Nation, die friedliche Entwicklung Deutschlands bedeutet, sind sie gemeinsam in Essen gegen den Generalkriegsvertrag und für den Abschluß eines Friedensvertrages marschiert. Sie haben damit das ganze deutsche Volk vertreten."

•

Im gewaltigen Rund des Raumes sitzt Philipps Mutter unter Tausenden. „Zu mir war er immer gut", hat sie leise gesagt, als sie vom Tode ihres

Sohnes hörte. Jetzt ist sie still. Sie weiß, sie wußte immer, daß ihr Philipp mit seinem reinen Herzen nur für etwas Gutes kämpfen konnte. So viele Freunde hat mein Philipp! denkt sie jetzt.

So viele Freunde! denken die Geschwister. Sie hatten geglaubt, ihr Bruder stemme sich vergebens gegen eine Übermacht. In dieser Stunde ahnen sie, daß Philipps Sache stärker ist als die seiner Feinde.

Mit unbeholfenen Worten sprechen die Nachbarn in der Eisenbahnerkolonie von Neuaubing zu Ortrud.

Sie kannten Philipp von Kindheit an und mochten ihn gern. Sie haben an die „Demokratie" von Bonn geglaubt – jetzt faßt sie Entsetzen. „Das muß doch bestraft werden!" sagen sie. Aber sie glauben selbst schon nicht mehr, daß im Adenauer-Bereich das Verbrechen gesühnt wird.

Auf dem Marx-Engels-Platz in Berlin marschierte Philipp Müller beim Pfingsttreffen der deutschen Jugend mit den westdeutschen Freunden glücklich und stolz. Auf dem Marx-Engels-Platz saß er auf der Tribüne und erlebte begeistert die Kraftentfaltung der Werktätigen am 1. Mai 1951. Auf dem Marx-Engels-Platz demonstrierte er in den großen Tagen der Weltfestspiele für den Kampf um den Frieden.

Auf dem Marx-Engels-Platz erhebt sich nun über Hunderttausenden das Bild des ermordeten Philipp Müller. Sie sind gekommen, des jungen Helden der Nation zu gedenken. Sie sind zum Schwur vereint, in seinem Geist zu kämpfen.

Atemlos still im Gedenken des Toten stehen fünfhunderttausend Menschen, eine Millionenstadt hält ihren Atem an.

Es spricht Hans Jendretzky:

„Laßt uns die Fahnen senken vor den tapferen jungen Helden von Essen, im Gedenken an den ermordeten Philipp Müller, mit dem festen Gelöbnis, seinen Tod niemals zu vergessen und in seinem Kampfe das Vorbild zu sehen."

Lilly Wächter sagt:

„Das Herz aller Mütter ist voller Zorn, weil Deutsche den Befehl gaben, daß Deutsche auf Deutsche schossen und Brudermord begingen."

Erich Honecker ruft aus:

„Der Mord an Philipp Müller, der für das Glück der Jugend lebte und kämpfte, steigert unsere Entschlossenheit, die Kampffront der Jugend zu festigen."

Wie in Berlin, wie in München, so kommen in allen Städten Deutschlands die Massen zusammen. Millionen gedenken des Einundzwanzigjährigen, der als ein Opfer in Essen fiel.

Viele Hunderte von Briefen kommen in diesen Tagen zu Ortrud nach Berlin, zur Mutter nach München. Frauen und Männer, Arbeiter und Professoren und viele, viele Kinder sprechen erschüttert von der Essener Mordtat. Briefe kommen aus allen Teilen Deutschlands, aus der Tschechoslowakischen Volksrepublik, aus Holland, aus der Schweiz. Dichter vieler Nationen sprechen in ihren Versen von Philipp Müller.

Es schreibt eine junge Frau, deren Mann im Kriege gefallen ist:

„Sagen möchte ich Ihnen, daß alle Frauen den Schmerz als ihren eigenen empfinden."

Es schreibt ein vierzehnjähriges Mädchen:

„Bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik trauert die ganze Jugend um Philipp Müller."

Es schreibt ein Dozent:

„Ich habe Philipp Müller nie gekannt, und doch war es mir, als ich die Nachricht erfuhr, als wäre mein eigener Bruder von mir gegangen."

Ein Jugendlicher schreibt:

„Ich bin so alt wie Philipp und habe auch eine Frau und ein Kind von fünf Monaten. Meine Frau und mein Kind sind für mich die Verkörperung unseres Volkes, die Verkörperung einer Welt, für die es sich zu arbeiten, zu kämpfen, und, wenn es sein muß, zu sterben lohnt."

Eine Zweiundsechzigjährige spricht in ihrem Briefe vom Haß gegen die Mörder von Essen, von ihrem Gelöbnis, im Demokratischen Frauenbund mit all ihrer Kraft für den Frieden zu wirken.

Ein Westberliner gelobt:

„Philipp Müller soll unser Vorbild sein im Kampf um den Frieden. Damit viele Menschen in Zehlendorf wissen, wie man Friedenskämpfer in Westdeutschland behandelt, haben wir Geld gesammelt und gesagt, daß es für das Kind unseres Friedenskämpfers Philipp Müller ist."

Und ein Volkspolizist schreibt:

„Du bist nicht allein. Millionen Menschen stehen bei Dir. Sie haben alle das gleiche Ziel – unter Einsatz ihres eigenen Lebens für die Erhaltung des Friedens zu kämpfen."

Und aus Neuaubing kommt der Bericht:

„Wir sind im Begriff, das Werk unseres ermordeten Fips fortzusetzen, und haben das Komitee gegen die Rekrutierung der Jugend Westdeutschlands in Neuaubing gegründet."

Die Mörder von Essen glaubten, durch ihre Bluttat die Kämpfer für die Nation abzuschrecken. Sie haben Wind gesät und Sturm geerntet.

In Westdeutschland flammen die Streiks auf gegen den Verkauf der Nation, Demonstrationen ziehen in langen Zügen durch die Straßen der Städte, Tausende, aber Tausende von Arbeitern und Bürgern, aufgerüttelt durch die Schüsse von Essen, reihen sich ein in den nationalen Kampf, den Kampf um den Frieden.

In der Deutschen Demokratischen Republik tragen Schulen den Namen Philipp Müller. Aus Werkstätten und Fabriken kommt die Bitte, sie kommt von Brigaden der Arbeit, seinen Namen tragen zu dürfen. Mit den Bitten ist das Gelöbnis gepaart, durch Friedenstaten der Auszeichnung würdig zu sein. Stolz tragen die besten Gruppen der Freien Deutschen Jugend den Namen Philipp Müller. Mit seinem Namen auf den Lippen verstärkt die Jugend Westdeutschlands ihren Kampf.

Vor einem Gericht der westdeutschen Zwangsherrschaft wird noch einmal der Essener Blutsonntag heraufbeschworen. Vor diesem Gericht stehen die Mörder Philipp Müllers nicht als Angeklagte, sondern als Zeugen. Als Belastungszeugen Seite an Seite mit Spitzeln, Provokateuren und Naziverbrechern. Angeklagt sind elf junge deutsche Patrioten, die in Essen für den Frieden eintraten. Wie der Name Philipp Müller genannt wird, stehen alle elf von ihren Sitzen auf. Dem Richter antworten sie auf seine Frage: „Sie haben den Namen Philipp

Müller genannt. Wir erhoben uns zu seiner Ehre.“ So handelt deutsche Jugend, von Gefängnis bedroht. Mutig werden sie ins Gefängnis gehen. Sie wissen, daß sie die Sieger von morgen sind. So wie der ermordete Philipp Müller der Sieger von morgen sein wird.

Die Freie Deutsche Jugend bereitet sich auf ihr großes Treffen, das IV. Parlament, in Leipzig vor.

Ortrud Müller sollte als Hundertschaftleiterin nach Leipzig gehen, Philipp mit der Münchener Delegation zur Beratung der Jugend kommen. In Leipzig wollte sie ihn wiedersehen.

Sie kommt nach Leipzig. Aber seine Stimme wird sie nicht grüßen, sein Arm sie nicht umfassen, sein Blick nicht dem ihren begegnen.

Sie kommt nach Leipzig. Am Eingang der Halle begegnet sie seinem Bilde. Und eine Ehrenwache der Freien Deutschen Jugend steht ernst zwischen Blumen und Fahnen vor der Tafel, die seine geliebten Züge trägt.

Sie meint, der Boden schwanke unter ihr.

Sie meint, sie müsse sterben.

Eine Hand faßt nach ihrem Arm, um sie zu halten.

Sie macht sich los. Sie will keine Stütze und braucht sie nicht. Sie wird des Toten würdig sein – eine Kämpferin bis zum Siege.

Mit schneeweißem Gesicht und gerade geht sie in die Halle.

In die Halle marschiert Volkspolizei, Schützer des Friedens, Schützer der Republik.

In die Halle marschiert mit Gewehren Freie Deutsche Jugend. Wehe jenen, die den friedlichen Aufbau der Deutschen Demokratischen Republik antasten wollen!

Ortrud ist jung, von kräftigem Arbeiterblut. Aber in ihr Herz hat der Feind eine furchtbare Wunde geschlagen.

Wie sie vor den Tausenden steht, da fliegen ihre Glieder, es würgt sie noch einmal die Schwäche. Aber sie denkt ihres Philipp und wird stark.

Ortrud spricht mit Tränen in den Augen: „Mein Sohn kann stolz sein auf seinen Vater. Mein Sohn soll auch stolz auf seine Mutter sein können. Und wenn es nötig sein sollte, die Heimat mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, so werde auch ich die Waffe ergreifen."

Die Waffe ergreifen aber Tausende in diesen Wochen. Jeder neue Tag führt neue Kameraden aus Städten und Dörfern zur Deutschen Volkspolizei. Sie wollen Schützer der Heimat sein, sie wollen gerüstet stehen, damit der Frieden siegt und der westliche Krieg nicht die Dörfer und Städte des geliebten Landes überfällt.

In den Tagen des IV. Parlaments zieht stolz und froh und entschlossen die Freie Deutsche Jugend in mächtiger Demonstration durch die Straßen Leipzigs. Jubelnd grüßt sie den Präsidenten der Republik, den verehrten, geliebten Genossen

Wilhelm Pieck. Er hat als der erste die Ehrentribüne betreten, niemanden zur Seite als eine junge Frau im schwarzen Kleid: Ortrud Müller.

So oft in den Tagen des Strebens und der Schwierigkeiten gedachte sie des Mannes, den der Wille des Volkes auf den höchsten Gipfel gestellt hat. Er war und ist das bewunderte Vorbild, ganz nach ihrem Herzen und doch zugleich – so meinte sie – unerreichbar fern in seiner Höhe.

Nun ist sie neben ihm und steigt an seiner Seite die Stufen der Tribüne empor und steht mit ihm an der Brüstung. Seine warme, gütige Stimme spricht zu ihr. Ganz schlicht ist sein Wort, das Wort eines einfachen Mannes aus dem werktätigen Volke. Und ist doch der Mann, der die ungeheuren Lasten des Kampfes für die Arbeiterklasse seit früher Jugend auf seinen Schultern trägt. Und ist der Mann, der auf seinen Schultern das Leben der deutschen Nation trägt, das Glück der Millionen, den Frieden des Landes.

Er ist der Präsident. Er ist ihr Freund und Genosse.

Da ist der große alte Mann an ihrer Seite. Da ist die Jugend Deutschlands unten auf der Straße.

Plötzlich bemerkt sie, daß sie mit dem Präsidenten allein auf der Tribüne steht. Hohe Gäste sind zur Demonstration der deutschen Jugend aus vielen Ländern gekommen, gekommen sind Minister und Funktionäre der Partei und der Freien Deutschen Jugend. Aber vor ihnen trat an der Seite des Präsidenten die junge Ortrud auf die Tribüne. So ehrt

Deutschland die Gefährtin und Mitkämpferin des gefallenen Helden Philipp Müller.

Zug um Zug der Jugend geht vorbei an der Tribüne. Inmitten der Ehrengäste blickt Ortrud auf sie hinab.

Sie tragen Philipps Bild. Hoch schwebt es über dem Zuge. Es ist, als käme sein Antlitz näher und näher zu ihr.

Tapfer ist sie gewesen. Aber wie kann sie diesen Augenblick ertragen?

Da legt sich schwesterlich eine Hand auf ihre Schulter. Neben ihr steht Lena Bogomolowa, aus dem mächtigen Staat der Werktätigen zum Treffen der deutschen Jugend delegiert.

Mit sehr zarten Worten spricht sie zu Ortrud. Ihr Arm hält die junge Deutsche umfangen.

So wird die deutsche Jugend in ihrem Kampf um den Frieden von der Kraft und der Menschlichkeit der großen Sowjetunion gestärkt.

Nahe bei Ortrud ist Walter Ulbricht, nahe wie ein Freund. Seine Hand zeigt hinab auf die Straße und lenkt ihren Blick auf die Bilder ihres Philipp, die, von flammenden Fahnen umgeben, vorüberziehen.

Da ist, stärker noch als der Schmerz, das Gelöbnis des Kampfes in ihr.

Und es kommt der Tag, mit dem ein neues Kapitel der deutschen Geschichte beginnt: der 9. Juli 1952. An dem Tage spricht Walter Ulbricht vor der II. Parteikonferenz der Sozialistischen

Einheitspartei Deutschlands. In seiner großen Rede sagt er:

„Die Ermordung des jungen Friedenskämpfers Philipp Müller durch die Lehr-Soldateska hat das ganze antidemokratische System in Westdeutschland grell beleuchtet. Alle deutschen Patrioten ehren Philipp Müller als einen der mutigen Bannerträger im Kampf für die nationale Befreiung des deutschen Volkes."

Und er sagt: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Arbeiterklasse und die patriotischen Kräfte Westdeutschlands diese Versklavung nicht ewig dulden, sondern alles unternehmen werden, um aus der amerikanischen Unfreiheit auszubrechen und vereint mit den Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik ein selbständiges, freies Leben aufzubauen."

So ehrt der Führer der deutschen Arbeiterklasse den jungen Kämpfer, der sein Leben für die Zukunft der Nation gab. So zeigt Walter Ulbricht die glückliche Zukunft Deutschlands, für die Philipp Müller kämpfte und starb.

In seinem Kinderbettchen in Berlin liegt ein kleines Kind, der kleine Achim. Staunend blicken seine Augen ins Helle, zart ist sein Lächeln. Dies Kind hat keinen Vater mehr. Sie haben ihn in Essen ermordet. Und doch ist es nicht verwaist. Sein Vater ist das ganze friedliche Deutschland.

Jenseits des Ozeans, im Westen Europas, im Westen Deutschlands werden Pläne geschmiedet, dies Kind zu ermorden, so wie sein Vater ermordet wurde.

Aber rings um das Kinderbett, eine undurchdringliche Mauer, stehen Millionen. Mit den Gewehren der Jugend, mit der Kelle des Maurers und dem Zirkel des Ingenieurs, mit dem Aufbau des Sozialismus im Osten und dem harten Kampf im Westen der Heimat schützen sie dieses Kind. Sie wissen: Mit ihnen ist die ganze Welt der Werktätigen, sind Arbeiter und Bauern in Frankreich, in Italien – ist die Kraft der Volksdemokratien, des herrlichen Chinas, ist die unbesiegbare, große Friedensmacht: die Sowjetunion.

Ein junger Friedenskämpfer ist gefallen. Aber Tausende treten für ihn ein.

In Millionen Herzen schlägt sein Herz, in Millionen Händen greift seine Hand nach Gewehr und Buch, in Millionen Augen leuchtet der helle, sichere Blick Philipp Müllers, des jungen Helden der Nation.